

Nachdruck verboten.

Zum Fenster hinaus.

Eine hygienische Novelle von Heinrich Steinhausen.

1.

Der Ankömmling.

Ein wildfremder Herr, der unangemeldet und mit lautem Geräusch in's Zimmer tritt, kann eine Frau, die allein darin bei ihrer Nadelarbeit sitzt, wohl so erschrecken, daß ihr ein kurzer Schrei entfährt, ohne daß sie darum gleich in Verdacht zu gerathen braucht, eine besonders Furchtsame zu sein. Frau Erdmuthe Beck war eine solche gewiß nicht, wenigstens insofern Muth dazu gehört, auf einem Posten auszuhalten, wo es zwar vom Morgen bis zum Abend Schwierigkeiten und Mühen genug giebt, aber wenig Erholung, und Dank garnicht. Solcherlei Posten nehmen ja wirklich viele Frauen in Stadt und Land ein und bleiben da, so lange sie selbst da sind, obgleich ihnen zuletzt nichts winkt als frühe Furchen im Gesicht und arbeitsrauhe Hände. Jene hatte allerdings Frau Erdmuthe noch nicht, denn sie war dazu noch zu jung; aber abgemühter sah sie doch aus, als es bei ihren dreißig Jahren nöthig gewesen wäre.

Genug, sie erschrak wirklich heftig und hätte sich bei einem Haar mit der Nadel der Nähmaschine, an der sie saß, in den Mittelfinger der linken Hand gestochen, mit der sie den Saum unter den Faden schob, als mit einem Ruck die Thür aufging und die Riesengestalt eines Fremden in die Stube trat, dessen Haupt das Aussehen hatte wie das eines Löwen. Denn struppige Haare hingen ihm in mächtiger Fülle auf die Schultern herab und flossen vorn mit einem ebenso üppigen und sehr langen Bart zusammen, der ein breites und knochiges Gesicht dicht umrahmte. Unter buschigen Brauen blickten lebhaft dunkle Augen, und besonders auffallend durch ihre Größe und Wölbung war seine Stirn. Uebrigens ging seine Behaarung stark ins Graue und, insofern er ein löwenmäßiges Aussehen hatte, war es das eines alten Löwen.

„Frau Beck, nicht? — ha, ha, hab Sie wohl erschreckt — 'ne Ueberraschung, meine theure Madam, bloß 'ne Ueberraschung!“ Seine Stimme rollte wirklich, wie Naturgeschichten die des Wüstenkönigs schildern, und sein Lachen dröhnte.

„Ich weiß wirklich nicht,“ erklärte die so Begrüßte einigermassen ängstlich, indem sie sich von ihrem Sitze erhob.

„Wer ich bin . . . natürlich können Sie das nicht wissen,“ ergänzte der Besucher in der besten Laune. „Ich würd' Sie ja auch nicht kennen, meine theure Madam; aber ich schließ es, sehen Sie . . . Umstände, Ort and so forth . . .“ Er lachte wieder. Dann reckte er sich gerade, schüttelte sein Haar zurück und rief: „Augustus, Herr August Tunderberg aus Massachusetts!“ mit eigenthümlichem Nachdruck, als liebteste er bei der Aussprache jede Silbe. Darauf sah er erwartungsvoll Frau Erdmuthe an.

„Wie?“ rief sie, „der Jugendfreund meines Mannes?“

„Just so, Madam,“ erwiderte er mit der Miene größter Seelenvergnügtheit. „Ganz derselbe, sollt' ich meinen, Alonso Beck's alter Jugendfreund, — und was macht der alte Junge? — Immer noch so aufgelegt, he, immer dabei? — Ach — die gute Seele! — Und's geht ihm gut und Ihnen . . . in des Hauses friedlichem Bezirk“, er declamirte die letzten Worte mit feierlicher Betonung und setzte hinzu: „natürlich, natürlich“ und ließ ein herzliches Lachen folgen.

Unmöglich konnte Frau Erdmuthe Beck seine mit äußerster Geschwindigkeit gestellten Fragen beantworten; denn er erhob sofort seine Stimme auf's Neue und rief: „Ah, wie freue ich mich, daß ich ihn wiederseh'n soll!“

„So seien Sie auch mir herzlich willkommen,“ sagte Frau Beck, dem Gaste die Hand reichend, „mein Mann hat oft Ihren Namen genannt; welche Freude wird ihm

Ihr Kommen bereiten! Bitte, nehmen Sie doch Platz, ich will ihn sogleich rufen.“

In August Tunderberg's Niesenhand fühlte sich die Erdmuthe's umspannt wie etwa die Schere eines jungen Flußkrebse's von der eines Hummers. Doch war er bemüht, beim Schütteln, das er wiederholt vornahm, ihr so wenig wie möglich wehe zu thun.

Die Stube, in der sich diese Bewillkommung ereignete, war eine Eckstube und empfing durch Fenster in der Mitternacht- und Morgenseite von diesen beiden Himmelsgegenden her Licht. Der Sommernachmittag war sehr heiß und der Ankömmling aus Amerika fand die Luft in der Stube beklemmend, d. h. er besann sich auf diese Empfindung, als Frau Erdmuthe sich hinausbegeben hatte und er allein war. August Tunderberg war ein leidenschaftlicher Liebhaber frischer Luft. Er öffnete das

Fenster an der Nordseite, athmete, sich erquickend, die von da hereinwehende Luft ein, bahnte durch Entriegelung eines Fensters auch dem Ostwind einen Durchzug, rückte mit seinem Stuhl mitten in den kühlenden Strom und wartete.

Das Haus lag wirklich recht hübsch in villenartig angebaute Nachbarschaft der norddeutschen Residenz, insofern der Blick an sorgfältig gepflegten Gärten mit Buschwerk, Rasen- und Baumpartien, weiterhin an wohlbebauter Ebene und in der Ferne an graugrünem Föhrenwalde mit dem weiten Himmel darüber sich erfreut. Auch unser Fremder hatte diesen Eindruck, als er hinausblickte, wie einen nicht minder freundlichen das Haus selbst auf ihn gemacht hatte, so wenig anspruchsvoll es übrigens in seiner Bauart war. „So recht gemüthlich,“ dachte der wartende Amerikaner, „so recht gemüthlich



hier, — ah, wie eben nur das Familienleben in Deutschland ist.“ Und er dehnte sich im Vorgefühl der Freude, an der er im Schoß dieser Familie Theil nehmen würde.

Doch bald wurde der Zug seiner Gedanken gehemmt; denn Schritte kamen näher, die Thür ging auf und Alonso, mit Titel und Würden: Herr Doctor Alonso Ped, Schriftsteller und Vorstandsmitglied vieler patriotisch-nationaler Vereine, lag in seinen Armen. Nein, nur Alonso und August, August und Alonso umarmten sich. Freund an Freundesbrust. Denn welche Unterschiede und Namen des Standes und Berufs und des gesellschaftlichen Wirkungskreises zergehen nicht, wie Eis in der Frühlingssonne, vor der herzerwärmenden Gluth wahrer Freundschaft? Und die einigte wirklich die Beiden schon vor fünfzig Jahren, da sie sich das letzte Mal gesehen hatten, und jetzt, das fühlten sie, war ihr Glanz und Feuer nicht vermindert.

„Wie wohl und gesund Du aussiehst,“ sagte Alonso, als der erste Sturm der Wiedersehens-Freude vorüber war.

„Ja, man wird wetterfest,“ erklärte Tunderberg mit vergnügtem Lachen in seinem gebräunten Gesicht. Dabei erfaßte der durch die Stube wehende Luftzug eine Strähne seines langen Haupthaars, so daß sie ein wenig flatterte.

Ped sah es und rief erschreckt: „Himmel, es zieht! Entschuldige!“ Damit entzog er sich der freundschaftlichen Umhüllung, sprang mit Hast nach dem Fenster an der Nordwand und schloß es.

„Ah, lieber Freund,“ sagte der Gast, „mir thut's garnichts. Ich hab's eben vorhin selbst aufgemacht!“

„Nur nicht die Nordseite, nur nicht die Nordseite,“ rief Alonso mit sehr bedenklicher Miene, und setzte erklärend hinzu: „s sind nämlich Torfwiesen da drüben, und wenn der Wind von dort kommt, so . . .“

Aber der Freund ließ ihn nicht weiter reden, sondern er unterbrach ihn und sagte: „Na, meinetwegen! Aber erzähl mir lieber, wie Dir's geht, was Du treibst, ja kurz, wie sich's lebt im neuen Deutschen Reiche! Excellently, versteht sich! Ah, Du glaubst nicht, was das da draußen auf uns für 'nen Eindruck gemacht hat. Dieser Euer Aufschwung und nach der früheren Elendigkeit so mit einem Male diese Macht und Größe, und wenn's immer heißt: Germany rises! Eh, weißt Du, ich bin gekommen, um's mir aus der Nähe anzusehen, auch was davon zu haben und, kurz, alter Ped, ich bleibe hier.“ Und mit dem Ausdruck einer Freude, die vom Herzen kam, schüttelte er dem Jugendfreunde auf's Neue die Hand.

Doctor Ped, — wie wäre er sonst Mitglied, ja Vorsitzender patriotisch-nationaler Vereine geworden, — war wirklich ein begeisterter Reichsfreund, und schwerlich konnte unseres Vaterlandes gewonnene Größe und Herrlichkeit in der Seele irgend eines seiner Söhne heller widerglänzen, als in seiner. Darum läßt sich denken, daß das von seinem Augusti angeregte Thema in seinem Gemüthe laut wiedertönte. So bekräftigte er denn mit berebten Worten den Glanz und den Ruhm der Gegenwart, schilderte den Fortschritt auf allen Gebieten, die Zunahme am äußeren Wohlstande, wie auch, — so drückte er sich aus, — an den idealen Gütern auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft.

Mit großem Vergnügen hörte ihm Tunderberg zu, nickte wiederholt zustimmend mit seinem Löwenhaupte und schlug mit seiner breiten Hand seinem Freunde, der sich mit ihm auf's Sopha niedergesetzt hatte, auf's Knie, indem er sagte: „Ja, that's it, that's it!“

„Die Wissenschaft —“ fuhr der vom Gegenstand seiner Rede immer mehr angefeuerter Ped fort, „welche hohe Staffel der Vollkommenheit hat sie bei uns erreicht! Wie reich ist der Gewinn, den sie aus der politischen und nationalen Erneuerung Deutschlands gezogen hat; nicht die freilich, die in haltlosen Speculationen Begriffe aus Begriffen spinnt und von Abstraction zu Abstraction führt, bis ihr der Athem ausgeht, sondern die forschende, in die letzten Ursachen des wirkenden Lebens eindringende und darum auf das wirkliche Leben heilsam einflußreiche.“

„That's it, that's it,“ sagte Alonso's Zuhörer wieder, mit Bewunderung seinen berebten und gelehrten Freund betrachtend und dabei seiner eigenen Unzulänglichkeit sich bewußt, „grad das mein' ich auch; denn wozu ist denn die Wissenschaft, von der man nichts hat und die den Leuten nicht wirklich weiter hilft. Na, und Du?“ fuhr er fort mit einem neuen kräftigen Schlage auf Ped's Knie, „was treibst Du denn nu so? Immer noch tief in Studien? Schreibst? Bist 'n berühmter Mann? Sammelst Geld? — Ah, mußt aber nicht zu viel davon machen, alter Junge,“ setzte er hinzu, mit einem theilnehmenden Blick in des Freundes allerdings blaßes Angesicht.

„Ich habe jetzt ein Werk unter der Feder,“ erklärte der so Gefragte und Ermahnte, „das meine Kräfte ziemlich stark in Anspruch nimmt. Indeß,“ bemerkte er, „ich verspreche mir viel davon.“

„Na, das freut mich,“ erklärte August Tunderberg

schmunzelnd und schlug dabei seine Riesenhände mehrmals in einander; „das freut mich wirklich recht sehr. Und von was handelt's denn, mein Junge?“

„Eben die Physiognomie der Zeit,“ erwiderte der Gefragte, „die Errungenschaften unserer Cultur, von denen ich sprach, in ein Gemälde, so zu sagen, zusammenzufassen und zur Anschauung zu bringen, und zu entwickeln, wie es nun gilt, sie zu verwerthen für die Erhöhung des nationalen, des Familien- und des individuellen Lebens, dies ist das große Thema meines Werkes. Und um gleich in seinem Titel das große Ziel, das mir vorschwebt, zu bezeichnen, habe ich's ‚Schlüssel zur menschlichen Glückseligkeit‘ genannt.“

„Das ist aber wirklich großartig,“ bemerkte der Gast aus Amerika nicht ohne Genugthuung, einen solchen Gelehrten zum Freunde zu haben; doch aber noch mit auftauchenden Zweifeln darüber kämpfend, ob nicht Jemand, der den Schlüssel zur Glückseligkeit gefunden hätte, eigentlich etwas anders aussehen müßte, als sein nicht bloß blaffer, sondern dazu auch nervös und abgepannt um sich blickender einstiger Jugendgenosse.

Erst jetzt ward ihm das eigenthümlich angegriffene, wie es ihm vorkam, verärgerte Aussehen des Doctors recht bemerklich und er begriff, daß mit dem lustigen Burschen von früheren Jahren doch eine große Veränderung vorgegangen war; aber das war wohl nur das Äußere und hatte wer weiß welchen Grund.

„Du bleibst doch bei uns?“ fragte Ped; verbesserte sich aber sogleich und sagte: „Ei, das versteht sich ja von selbst und wir lassen Dich sobald nicht wieder los.“

„Well,“ rief Tunderberg mit seinem gewohnten dröhnenden Lachen; „mit Vergnügen, mit großem Vergnügen. Ach Du glaubst nicht, lieber Junge, wie so ein alter Junggeselle von da drüben sich nach dem deutschen, gemüthlichen Familienleben sehnt.“

Und von freundschaftlichem Drange getrieben, legte er seinen Arm um seines Alonso Schulter. „Willkommen denn,“ rief der, „noch einmal willkommen!“

In so freundlicher Gruppe fand die Beiden Frau Erdmuth, die eben jetzt in die Stube trat, um anzuzeigen, daß das Abendessen bereit stünde. Auch sie war sehr erfreut und sprach das aus, als ihr Gatte ihr mittheilte, daß ihr Gast sich gefallen lassen wolle, bei ihnen zu herbergen.

„Doch nun Deine Sachen,“ sagte Alonso, „wo sind sie?“

„Welche Sachen?“ fragte August.

„Nun, ich meine Koffer und Gepäck und kurz, was Du auf der Reise mit Dir führst!“

Tunderberg sah seinen Freund erstaunt an. „Koffer, Kisten, Schachteln &c. und all der Trödelkram, mit dem man sich unterwegs umherschleppt, vom Schiff zur Eisenbahn, von der Eisenbahn in den Wagen, vom Wagen in den Gasthof . . . Warum nicht gar!“ Er fuhr mit seinen beiden Händen in die Taschen seiner weiten Hosen und sagte: „Eh, eh, das ist überwundener Standpunkt!“

„Aber Du willst doch nicht sagen, daß Du gar nichts mit Dir führst?“ fragte Alonso.

„Nicht die Bohne,“ erklärte August. Doch er verbesserte sich und sagte, aus seinem Rocke ein Taschentuch und ein kleines Päckchen hervorziehend: „Hier, Kamm und Bürste und das Taschentuch, das ich mir unterwegs selber wasche und dort — den Regenschirm.“

Auch Frau Erdmuth drückte ihre Verwunderung über diese Bedürfnislosigkeit aus.

„Aber meine theure Madam,“ erklärte Herr Tunderberg, „es ist das einzig Vernünftige; wer wird denn in unseren Tagen sich noch mit Gepäck auf der Reise beladen. Für Geld kann man ja jetzt in jedem Dorfe Alles haben, was man braucht, Wäsche und dergl., und wenn's Noth thut, kauft man neue. Nein, ich reise wie ich gehe und stehe, und hab' so viel Umstände und Verdruß weniger.“

Erdmuth meinte lächelnd: „da sähe man die praktischen Amerikaner,“ indem sie ihren Arm in den dargebotenen des Gastes legte. Er verband diesen Dienst seiner Ritterschaft mit einer höflichen Verbeugung, deren Ausführung wir schon aus naturwissenschaftlichen Gründen nicht als löwenartig bezeichnen dürfen. Denn von einem in irgend einer Weise sich verbeugenden Leuen hat man ja nie etwas gehört; um so fester jedoch bestehen wir darauf, daß die Verneigung einen bärenmäßigen Eindruck machte.

Dr. Alonso Ped aber folgte dem voranschreitenden Paare nicht, ohne daß er zuvor aus einem Fläschchen, das er aus seiner Rocktasche zog, in der Stube, die man verließ, einige Tropfen nach allen vier Himmelsrichtungen versprengte. Die Tropfen verbreiteten augenblicklich einen ziemlich scharfen Geruch und er murmelte dabei leise, wie nach der allgemeinen Annahme Beschwörer leise murmeln, etwas das wie „Desinfection“ klang.

2.

Bei Tische.

Bereits war man im Wohnzimmer angelangt, als die Thür sich öffnete und fünf Knaben hereintraten. So-

wohl, daß es in gehöriger, nach der Größe abgestufter Ordnung geschah, wie auch der Umstand, daß die „Kinder des Hauses“ offenbar einer sorgfältigen Hauptaufsicht unterzogen worden waren, bewies, daß mütterliche Fürsorge sie mit der geschickten Ankunft des fremden „Onkels“ bekannt und mit den entsprechenden Mahnungen ausgerüstet hatte. Doch ehe das Knaben-Fünfgespinn dazu kam, diese letzteren zu befolgen, sich artig aufzustellen und den Gast, wie gute Kinder müssen, zu begrüßen, erscholl aus Tunderberg's Munde unter herzlichem Lachen ein lauter Jubelruf, indem er zugleich mitten unter die Ped'schen Sprößlinge eilte und einen nach dem anderen hoch in die Luft schwang.

„Ha, wir kennen uns schon,“ rief er dabei, „gute Freunde, alles gute Freunde mit einander. — War's nicht schön auf'm Kameele?“ Er lachte wieder und machte mit lautem Bumbum das Gedröhn einer Pauke nach.

Allerdings stimmten alle fünf Kinder in dies lustige Wesen des Gastes mit lauter Freude ein; doch nur die kleineren überließen sich ihr mit sorglosem Lachen, während die größeren unter den Brüdern einen scheuen Blick nach dem Vater lenkten und sichtlich etwas von Schuldbewußtsein in ihrer Miene ausdrückten.

Wirklich ließ Ped keinerlei Vergnügen über diese, sich als ein Wiedersehens kundgebende Begrüßung merken und zeigte sich besonders bei Erwähnung des nützlichen Wästenlastthieres beunruhigt.

„Ihr seid auf einem Kameel geritten?“ fragte er seinen ältesten Sprößling mit hochgehobenen Brauen.

„Just so, lieber Junge,“ sagte der Amerikaner, der Antwort des verlegen schweigenden Knaben zuvorkommend, sehr vergnügt, „Alle zusammen wie die Hammonskinder auf 'nem echten und wirklichen Kameele, von 'nem Slovaken herumgeführt, grad' wie vor vierzig Jahren, weißt du. 's war mir ganz heimatlich, als ich den Kerl sah mit 'm Trampeltier und oben auf seinem Kopfe den Affen in der bunten Jade. — Ei und dann erst die Kinder — I say — sie standen grad so herum, wie wir damals und hernach erst der Jubel, als ich sie der Reih' nach aufsitzen ließ — jede Abtheilung drei Mal rum, — na Jungen, war's nicht schön?“

Die so Aufgerufenen stimmten mit lautem Ja zu und drängten sich vergnügt an den Sprecher. Aber ihr Erzeuger zeigte sich gar nicht erfreut.

„Ich finde es doch sehr unvorsichtig — ja bedenklich, Kinder auf diese Weise mit Thieren von dergleichen herumziehendem Volk in Berührung kommen zu lassen!“ versetzte er.

„By heavens, warum denn!“ rief August Tunderberg.

„Wegen Gefahr contagiöser Ansteckung,“ antwortete Alonso.

„Was?“ fragte der Jugendfreund.

„Es ist constatirt, daß solche Thiere häufig Infektionsträger sind, August.“

„Was für Träger,“ fragte der wieder.

„Durch solche Dinge,“ versetzte Ped erklärend, „können leicht sehr gefährliche Krankheiten in's Haus geschleppt werden: Scharlach, Typhus . . .“

Schon nahm wirklich bei der Nennung dieser Schrecken des Hausvaters Angesicht den Ausdruck des Gängstigtseins an und ein eigenthümlich unruhiges Zucken bewegte seine Lippen; aber weniger freilich das ungläubige Schütteln des Löwenhauptes von Seiten seines Gastes, als die Bemerkung der Mutter, die Kinder wären ja umgekleidet und in ihre Sonntagsanzüge gesteckt, beschwichtigte den Besorgten soweit, daß er den Kameelsritt nicht weiter besprach und seine Kinder, gewiß auch aus freundschaftlicher Rücksicht auf ihren Verfäher, nicht ausschalt.

Man saß zu Tische nieder. —

„Wie heißt Ihr Jungen denn eigentlich?“ fragte Tunderberg unter'm Essen.

„Alf — Gehrt — Will — Rolf — Curt,“ lautete der Bescheid.

„Lauter kurze Namen,“ bezeugte der Ped'sche Jugendfreund.

„Und wie Du wohl bemerkt hast, auch in der Abfolge der Vocale wohlgeordnete,“ fügte Alonso hinzu.

„Wahrhaftig,“ rief Augustus, „a — e — i — o — u! sieh 'mal an, das stimmt ja prächtig.“

„Ich wünschte damit,“ erklärte der Vater, auf seine Sprößlinge blickend, „sogleich bei der Geburt meiner Kinder die Absicht auszudrücken und die Notwendigkeit, daß ihre Erziehung, — entsprechend der Höhe der in der Gegenwart verlangten Einsichten, — systematisch geregelt werde und bei ihr überall, auch im Kleinsten ein bewußter Plan obwalte. Planmäßigkeit, Fürsorge, möglichste Ausschließung alles Bloß Zufälligen, Instinctiven muß in der That das Princip unserer nationalen Erziehung sein und ist auch mein Princip, — und das meiner Frau.“

Der letzte Junge kam etwas zögernd heraus und war von einem Blick nach der Gattin begleitet, der

allerdings vom Elemente der Mahnung, sich dem bezeichnenden herrlichen Princip zu fügen ein gut Theil in sich schloß.

Doch Tunderberg's Beobachtungskraft und Lust reichte nicht hin, um dergleichen wahrzunehmen. Er sagte also nur:

„Ja, ja, ich seh', ich seh': Ihr seid weiter gekommen. — Zu unseren Zeiten verstand man das noch nicht so. Ah, Madam, was sind wir damals herumgetollt, was für Streiche! Haha! — Wie Du in den Moorgraben fielst bis an den Hals, Ped, weißt Du, und ich Dich hernach unter die Plumpe brachte! Ah, die schöne Jugendzeit!“

Aber dem Angeredeten war diese Erinnerung nicht willkommen, wenigstens nicht in diesem Augenblicke. „Man war damals in der That unbegreiflich sorglos,“ sagte er.

„Aber postausend,“ rief Tunderberg, „wir konnten auch 'nen Puff vertragen, sollt ich meinen!“

Dr. Ped zuckte mit den Achseln ziemlich verlegen, als lastete die Erinnerung an eine so abgehärtete Jugend wie ein Vorwurf auf seiner Seele, und wirklich, wenn er Recht hatte, so winkte darin seinen Kindern eine bessere Zukunft, denn sie sahen sämmtlich mehr oder weniger schwächlich und verzärtelt aus.

Wahrscheinlich geschah es in Verbindung mit diesem Eindruck, daß der Ankömmling aus Amerika den Ruf hören ließ: „Aber Jungen, Ihr eßt ja wie die Kanarienvögel,“ und dem ihm zunächst sitzenden Kleinsten „U.“ Ped von der auf dem Tische stehenden Fruchtschale eine Hand voll Pflaumen zuschob, nach denen, wie er bemerkt hatte, Kurt's etwas hohle Augen mit Verlangen geblickt hatten.

„H, h, mein Jüngelchen,“ sagte er dabei ermunternd, „das ist was für Dich.“

Schon griff der Kleine mit dankbarem Blick auf den Spender nach der lockenden Frucht, als die väterliche Hand nicht ohne Heftigkeit ihr den Weg nach dem Munde mit sicherem Griff verlegte.

„Um Himmels willen doch nicht mit der Schale.“ Beinahe im Tone des Entsetzens wurden diese Worte gesprochen.

„Na, Ped,“ bat Tunderberg begütigend, „laß doch den Jungen essen, wie's ihm schmeckt. Man wird doch keine Pflaume schälen wollen!“

Aber das Oberhaupt der Ped'schen Familie blieb hart:

„In keinem Falle,“ äußerte er, „kann ich das gestatten.“

„By heavens, warum denn nicht?“

„Weil gerade an der Pflaumenschale, wie festgestellt ist, die für Kinder allergischsten Bacillen haften,“ erklärte hier Dr. Ped mit Nachdruck.

„Was für Dinger?“ fragte der Gast erstaunt.

„Nun die schlimmsten Krankheitserreger, z. B. Tuberkel-Bacillen, Diphtherie-Bacillen, Streptococci etc.“

„Davon, Freund,“ erklärte Tunderberg, Meißer und Gabel hinlegend und sich zurücklehnd, „davon, weißt Du, hab ich mein Lebtag nichts gehört. Himmel, dann sind ja die Pflaumen hier in Deutschland reines Gift, ha, und sie schmecken doch so schön. — Aber, sag' mal, was sind denn nun eigentlich Bacillen?“

„Unendlich kleine Lebewesen,“ belehrte der Gefragte, „die man nur mit Hilfe des Mikroskops wahrnehmen kann und deren verderbliche Bedeutung für den menschlichen Organismus erkannt zu haben einer der höchsten Triumphe der exacten Methodik der neueren Wissenschaft ist. Vermögen doch unsere Forscher bereits, um nur dies zu sagen, den Komma-Bacillus zu züchten, der in freilich noch nicht ganz aufgehellter Weise die Cholera verschuldet, und selbst schon den Tuberkel-Bacillus stellt unser großer Koch in Reinkulturen dar!“

Der Blick, mit dem er bei diesen Worten auf sah, war der einer begeisterten Bewunderung, als zögen die von ihm berufenen wissenschaftlichen Größen im Siegeswagen an seinen Augen vorüber. Aber sein dergestalt belehrter Zuhörer, so bereit er sich auch erklärt hatte zur Mitfreude an den von seinem alten Vaterlande erlangenen Siegen jeder Art, zeigte sich von dem Vernommenen zum Vivatrufen durchaus nicht aufgeleitet. Im Gegentheil, es kam sehr ärgerlich heraus, als er rief:

„Was, solche Beestier gar noch züchten?“

„Es ist die Vorbedingung zu allen anderen Versuchen,“ erklärte Alonso eifrig.

„Zu welchen?“ fragte der Jugendfreund.

„Vor Allem zu denen,“ erwiderte Ped, „die das Vermögen der Bacillen beweisen, die Krankheit wirklich hervorzurufen.“

„Ein schönes Vermögen,“ bemerkte August Tunderberg.

„Und es ist nachgewiesen,“ fuhr Alonso mit dem Ausdruck stolzer Freude in seinem blassen Angesichte fort, „durch alle die hundert Kaninchen, Katzen, Hunde, Affen etc., die durch methodische Inoculation zu richtiger Cholera und Lungenwindstucht mit allen Symptomen glücklich verfeucht sind!“

„Das ist ja eine verd—, ah, entschuldigen Sie, Madam, ich wollte fragen: wie wird denn diese schauderhafte Thierquälerei bestraft hier zu Lande?“ Die Löwenmähne ward heftig geschüttelt bei dieser Frage und eine geballte Fiesenhand schlug so nachdrücklich auf den Tisch, daß die Weiden „D“ und „U“-Kinder, als die schreckhaftesten, sich an ihre Mutter schmiegen, zu deren Seiten ihnen die Plätze angewiesen waren.

„Bestraft!“ rief das Oberhaupt der Familie mit nachsichtiger aber entschiedener Zurückweisung solches hinterwäldlerischen Gedankens. „Freund, es handelt sich um die Wissenschaft!“

„Zum Kuckuck mit der Wissenschaft, die Bacillen züchtet und dann mit diesen Scheusalen das arme Viehzeug umbringt.“

Jetzt fühlt sich Dr. Ped schon als Mitglied mehrfacher wissenschaftlicher Vereine aufgerufen, die in solchen Worten ausgedrückte Geringschätzung moderner Hochkultur gebührend zurückzuweisen, ganz abgesehen davon, daß ihm diese Pflicht durch sein reges Nationalbewußtsein verstärkt ward. Er schiedte sich also zu einer Ansprache über die Wissenschaft an, die gewiß sehr berechtigt ausgefallen wäre, denn er war Kenner und ein begeisterter. Indes er kam nicht zur Ausführung seines Vorhabens, nicht einmal zum Anfang davon, denn sein dritter Sproßling, nämlich der mit dem Punkte auf seinem Vocale, zog den väterlichen Blick auf sich durch wiederholtes Flüstern, mit dem er sich zu seiner ihm gegenüber sitzenden Mutter bog. Der stehende Ausdruck im Gesichtchen des Kleinen gab der Geberde etwas Rührendes und ohne Zweifel empfand das auch Frau Erdmuthe; denn die zurückweisende Miene, mit der sie nach dem Vater hinwinkte, war eine sanft begütigende.

„Was hat denn Will?“ fragte der Gatte.

„Er will wieder Wasser!“ beschied die Gattin mit einem ergebungsvollem Blicke, als hätte sie einen sehr schlimmen Charakterzug des Kindes kund zu thun. Augustus allerdings schien das Gelüsten des Kleinen nicht so aufzufassen; denn sofort hatte er aus der Wasserflasche vor ihm ein Glas, das daneben stand, gefüllt und reichte es hinüber mit der Ermunterung:

„Da trink, mein Junge!“

Aber Will schob den ihm gebotenen Trunk zurück und sagte kleinlaut:

„Frisches!“

„Ja, wirklich, das Wasser ist nicht gut, Ped,“ bemerkte Augustus, der jetzt erst wahrnahm, daß der Inhalt des Glases einen starken Stich in's Gelbe hatte.

„'s hat die Farbe vom Rum,“ erklärte der Vater, „den ich zugefetzt habe, und Will darf kein anderes trinken, durchaus nicht.“ Er sprach das Verbot mit finster gefalteter Stirn und einer Bewegung seiner Hand (es war eine nervöse Hand, blaß und mit sichtbar erhöhten blauen Adern), die bestimmt schien, auch Erdmuthe besonders den Ausspruch einzuschärfen. Wirklich sah sie mit resignirter Miene schweigend vor sich hin, jodaß ein scharfer Beobachter ohne Schwierigkeit auf eine Art Mitschuld ihrerseits in dieser häuslichen Wasserfrage geschlossen hätte. Vielleicht merkte der Gast so etwas, als er begütigend sagte:

„Aber, lieber Freund, laß doch den Jungen Plumpenwasser trinken, so viel er will!“

„Plumpenwasser!“ Ped wiederholte das Wort, als lähe er sich etwa aufgefordert, seine Angehörigen mit Schierlingsaft zu vergiften. „Plumpenwasser, hier, wo der ganze Grund mit den Resten zerfallener Algen, Bakterien und Diatomeen durchzogen ist! — Rum, zum Glück: die Plumpe ist längst vernagelt und wenigstens diese Sorge bin ich los!“

„Sie gab so klares und herzhast schmeckendes Wasser,“ bemerkte Erdmuthe bescheiden, wie in unablässiger Erinnerung an einst gehalten, nun für immer versagten Genuß.

Aber so verzichtungsvoll auch ihre Worte gesprochen wurden, den zuhörenden Verfasser des Schlüssels zur menschlichen Glückseligkeit stießen sie auch den zur ferneren Geduld aus der Hand. Denn mit heftigen Zucken seiner Achseln und Zusammenschlagen seiner Hände wandte er sich an seinen Freund und sprach:

„O, diese Frauen! Entsetzlich, sieh' mal, August: ich hab' ihr damals die Analyse Professor Sozwar's vorgelegt: ‚gefahrrohend‘ hatte er selber darunter bemerkt. Und nun beruft sich diese Frau auf klares Aussehen, reinen Geschmack —“

Allerdings war ja dieser Beweis weiblicher Unzugänglichkeit für wissenschaftliche Ueberführung wichtig genug. Auch Tunderberg widersprach ihm nicht; er stellte nur die Frage:

„Na, was trinkt Ihr denn aber für Wasser?“

„Filtrirtes!“ antwortete Ped.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die deutsche Sappho.

Ein Gedenkblatt zum hundertsten Todestage von Anna Luise Karich, am 12. October 1891.

Von Arthur Hammer.

Siehe das Portrait auf Seite 148.

Die Schönegeister des vorigen Jahrhunderts liebten die ausschmückenden Beiwörter aus der klassischen, griechischen und römischen Zeit. Es gab deutsche Pindare, deutsche Theotris, deutsche Horaze, deutsche Anacreons und deutsche Virgile; es lag daher durchaus nahe, daß auch eine deutsche Sappho geschaffen wurde. Der Dichter der „Kriegslieder von einem preussischen Grenadier“, der Kanonicus des Stiftes Walbed zu Halberstadt, J. W. L. Klein, hatte die Galanterie, eine Volksdichterin, Anna Luise Karich, also zu bezeichnen. Dieses Prädicat blieb seitdem der Ahnfrau aller deutschen Plumpen erben und eigenthümlich, wie sehr auch Johann Gottfried von Herder und andere berühmte Dichter gegen jene Titulatur eiferten; ja die „Karichin“ fand diesen Vergleich mit ihrer griechischen Collegin so treffend, daß sie selbst in ihren Liedern wiederholt sich „die deutsche Sappho“ nannte.

Gewiß hatte die Volks-, Natur- und vaterländische Dichterin Anna Luise Dürbach, welche in einem märkischen Dorfe am 1. December 1722 in den dürftigsten Verhältnissen geboren und am 12. October 1791 in Berlin von hienieden abgerufen wurde, nur wenige Berührungspunkte mit der sagenhaften Dichterin aus Lesbos; die war, der Ueberlieferung zufolge, die größte Poetin des Alterthums, die schlesische Bäuerin aber kann man bei aller Anerkennung ihres Talenties dem doch kaum zu den Sternen ersten Ranges am Himmel der Dichtkunst rechnen. Die Sappho war mit einem reichen Manne verheirathet und lebte stets in geordneten Verhältnissen; die deutsche Sängerin hatte von der Wiege bis zum Grabe fast immer, mit nur kurzer Unterbrechung, die traurigste Armuth, den Hunger und das Elend zu begleiten; die Sappho soll sich angeblich aus Verzweiflung darüber, daß der schöne Jüngling Phaon ihre Liebe verschmähte, vom leuchtadischen Felsen in's Meer gestürzt haben, — die Karichin hauchte ihren Liebeschmerz und ihre Enttäuschungen nur in Liedern aus, farb aber eines natürlichen Todes. Nicht einmal in der äufseren Erscheinung der beiden Damen konnte man eine Aehnlichkeit nachweisen. Die hellenische Lyrikerin war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, die man in Erz und Marmor, auf Bildsäulen und Münzen verewigte, — die Dichterin im Jahrhundert Friedrichs des Großen war nichts weniger als schön; die Grazien sahen nicht an ihrer Wiege, und die von ihr vorhandenen Portraits beweisen, daß sie nichts Klaffisches in ihrem Antlitze hatte.

Und doch lag für Klein, Kamler und Sulzer und alle übrigen Götter und Verehrer der Karichin, der Vergleich mit der griechischen Verskünstlerin ziemlich nahe. Sie sahen unphlogisch am Himmel der deutschen Literatur der vorklassischen Zeit einen weiblichen Genius aufstehen, welcher feurige Liebeslieder sang und dem Helden des Jahrhunderts, Friedrich dem Großen, in begeisterter Weise huldigte, das Walten Gottes, die Wunder der Natur und die Regungen des menschlichen Herzens in leicht hingeworfenen, oft sehr flüchtigen und holperigen, aber immerhin von hervorragender Begabung zehenden Versen poetisch schilderte, — wie sollte man eine solche Erscheinung, einen derartigen Kometen im Jahrhundert der Ziernamen bezeichnen? Mit dem Begriffe der deutschen Sappho verbanden ihre Bewunderer die Virtuosität der Lyrikerin, die verblüffende Stegreifdichtungsfertigkeit, die Fülle und Mannigfaltigkeit der poetischen Begabung! Man dachte nicht an die glühende Innigkeit der Empfindung, an die Armuth und den Wohlklang der Sprache, an die Weichheit der Rhythmen, welche die Dichtungen der Lesbierin zu solch werthvollen Kleinodien der griechischen Muse gestalteten; es genügte, daß aus dem Volke heraus ein Talent hervorgegangen, welches ohne Anleitung, ohne gelehrte oder wissenschaftliche Studien, ohne Vorbilder und Muster in die Saiten der Leier gegriffen, um mit dem Worte von der deutschen Sappho gleich bei der Hand zu sein.

Heutzutage freilich theilen beide das Schicksal der Vergessenheit und sind daher in diesem einen Punkte einander gleich, — immerhin war jedoch das Leben und Dichten der Karichin ein so merkwürdiges und eigenartiges, ihre Erlebnisse und Schicksale waren so sehr vom Reiz der Romantik und des Abenteuerlichen umflossen, und sie war in der deutschen Literatur eine so seltsame, einzig in ihrer Art dastehende Erscheinung, daß es sich wohl verlohnt, anlässlich ihres Säculartages ihrer etwas eingehender zu gedenken.

Wie ein Märchen aus alten Zeiten, wie ein fortgesetztes Martyrium ercheint uns das Erdentwollen der Karichin, die auf „dem Hammer“, einer zwischen Jälichau und Crossen, nahe der niederschlesischen Grenze bei Schwiebus gelegenen Meierei, geboren wurde. Das Kind brachte als Erbtheil nicht allein die Dürftigkeit, sondern auch die Häßlichkeit auf die Welt mit. Ihre Enkelin, die später als Dichterin und Librettistin, — sie verfasste u. A. den Text zur Oper Curyantide von Weber, — belannt gewordene Helmine von Chezy rühmt zwar die blühende Gesichtsfarbe, die strahlenden Augen, die leuchtende und liebliche Stirne, die purpurnen Lippen, die kastanienbraunen, wie Gold glänzenden Haare, den regelmäßigen und schlanken Wuchs der Großmutter, aber andere Zeitgenossen und die Bilder der Karichin beweisen das Gegentheil. War aber auch die Bäuerin nicht mit den Grazien im Bunde, so belumdete sie doch schon in frühesten Kindheit, daß die Götter auf ihre Stirne den Weihelaß der Poesie gedrückt hatten. Mit sechs Jahren verlor sie ihren Vater, und die Mutter, welche mit Nahrungsvorgen zu kämpfen hatte, konnte nichts für ihre Ausbildung thun, — nur ein Heim, ein verwitweter Justizamant, nahm sich der Kleinen an und ließ sie im Schreiben und Lesen unterrichten. Hier zeigte sich ihre Wisbegierde, ihr Leidensdrang und die lebhafteste Einbildungskraft, welche sie später zur Dichterin stempelte. Der beschränkten Mutter wollte aber die „Bildung“, welche ihrer Tochter zu Theil wurde, nicht behagen, deshalb unterbrach sie gewaltam die Studien Anna Luise's und nahm sie zu sich, wo sie allerlei schwere häusliche Arbeiten verrichten mußte. Daneben verjah das Kind auch die Stelle einer Hirtin auf dem Vorwerk, welches ihr Stiefvater gepachtet hatte. Drei Jahre lang wahrte dieses Hirtenleben, und in unmittelbarer Berührung mit der Natur, sinnend und träumend, versuchte sie ihre ersten Gedichte, welche sich durch ihre Frische und Waldursprünglichkeit auszeichneten.

Da die Bauerntagd für Feldarbeit keinen ausgeprägten Sinn hatte und lieber über ihren Büchern brütete, wurde sie

Nachdruck verboten.

Ein Jugendtraum.

Novellette von L. Bäcker.

Aber, gnädigste Frau, ich muß gestehen, — dieser Ihr Wunsch, — er kommt mir wirklich ein wenig seltsam vor!

Das hübsche, übermüthige Gesicht des jungen Offiziers hat sich ein wenig geröthet; — die schönen Braunaugen, — von denen man sagt, daß sie so unwiderstehlich zu reden wissen, schauen unsicher zu seinem Gegenüber, und die wohlgepflegte Hand zittert mit nervöser Hast den blonden Schnurrbart. Dann lacht er gezwungen auf.

„By Jove, wirklich ein seltsamer Wunsch,“ wiederholt er, „und Sie glauben, meine Gnädigste, daß dieser einfache Wunsch Ihrerseits genügen wird, um mich von einer Sache, die, — ich gestehe es, — mir zur Dergenzsache geworden ist, — Abstand nehmen zu lassen?“

Die Dame ihm gegenüber neigt ruhig das schöne Haupt. Sie ist nicht mehr ganz jung, — achtundzwanzig bis dreißig vielleicht, — und hat ein bleiches, feingeschnittenes Antlitz, aus dem zwei herrliche, dunkelblaue Augen mit gleichgültigem Ausdruck in die Weite schauen. Auch in diesem Augenblick, der augenscheinlich für sie von Wichtigkeit ist, verliert sich diese Gleichgültigkeit nicht.

„Ja, ich glaube das,“ entgegnete sie ruhig, „und wenn Sie meine Gründe hören wollen —“

„Ich wäre wirklich neugierig.“

„Es ist eigentlich nur ein Grund, — aber er schließt alle anderen ein. Ich liebe Tini zu herzlich, um sie unglücklich werden zu sehen.“

„Aber, gnädige Frau, das ist doch wirklich —“

„Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Tini ist mir mehr als eine Verwandte, sie ist beinahe meine Tochter; ich habe sie seit Jahren erzogen, und sie ist seit meines Gatten Tode so ziemlich das einzige, woran ich noch Interesse nehme. Ich kenne das Kind wie mich selber. Sie ist noch so jung, — kaum siebzehn, — sie kennt so wenig von Welt und Leben, sie ist über ihre eigenen Gefühle noch so unklar, und ich fürchte sehr, wenn Sie bei Ihren jetzigen — Aufmerksamkeit beharren, wird vielleicht in Tini's Herzen ein Etwas geweckt, was ich dort noch lange schlummernd wünsche.“

Der junge Offizier stand auf; er war sehr roth geworden. „Gnädige Frau, erlauben Sie mir, mich zu verabschieden.“

Die Dame lächelte: „Nein, mein lieber Baron, das erlaube ich Ihnen nicht. Ich sehe zu genau, was Sie denken, und ich möchte nicht, daß Sie mit diesen Gedanken von mir hinweggingen. Ich will nur Ihr Bestes; meine kleine beiseidene Tini ist für Sie nicht das, was man eine Partie nennt. Und, wie ich Sie kenne, — wenn dies leicht entzündliche, begehrliche Herz den Gegenstand seiner Wünsche in seinem Besitz sähe, — wie schnell, wie leicht käme nicht in der Sicherheit des Besizes die Gleichgültigkeit gegen eine Frau, die Ihnen so wenig das sein kann, was Sie von einer Frau verlangen können und werden.“

„Gnädige Frau, da Sie es so zu wünschen scheinen, werde ich mich natürlich von Ihrer Fräulein Nichts so fern wie möglich halten; aber, ich gestehe Ihnen damit nicht das Recht zu —“

Die Dame sprang auf: „O, ich verstehe Sie,“ rief sie mit leise zitternder Stimme. „In der Ferne schmachend stehen, — mit jedem Blicke, bei jeder Annäherung zu verstehen geben, daß zwischen Sie Beide ein trennender böser Geist getreten sei, — und das Zischen und Flüstern ringsherum, das auch zu meines armen Kindes Ohren dringen wird, und die lieben Freundinnen, die das interessante Thema

verhandeln, daß der Baron Senten, der interessante, unwiderstehliche Frauenbeglitzer, jetzt zur Abwechslung einmal den kleinen Vadsich anjammelte, —“

Sie brach ab. „Ich wollte Sie nicht beleidigen, Baron Senten,“ sagte sie ruhiger, „und um Ihnen das zu beweisen, will ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Sie ist ziemlich kurz, und ich werde mich auch bemühen, sie nicht zu sentimental zu erzählen, ich weiß, sie schwärmen nicht besonders für sentimentale Geschichten; vielleicht, wenn sie dieselbe zu Ende gehört, versprechen Sie mir aus freien Stücken das, was ich von Ihnen wünsche. Also hören Sie:“

„Es sind jetzt gerade zehn Jahre her; die Heldin meiner Geschichte war damals achtzehn und wohnte auf einem sehr einfaamen Gute in — nun sagen wir in Schlefien. Man hatte das Kind so erzogen, wie solche Mädchen gewöhnlich erzogen werden. Sie hatte nach einander eine lebenslustige französische Erzieherin, die es bei des paysans nicht anhalten konnte und austrif, und eine sentimentale Miss, die für Landleben und Einsamkeit schwärmte und in ihren Ruhestunden den Kopf ihrer Schülerin mit allerlei Gefühlstram anfüllte, den sie besser in ihrem eigenen besaßen hätte. Eine Mutter hatte sie nicht, Schwestern auch nicht, — ihr Vater bekümmerte sich bei aller Liebe mehr um seine Pferde und Hunde als um seine Tochter, — und so war sie mit ihren achtzehn Jahren wie ein beschriebenes Buch, das auf den Schreiber harrete, der ihm Form und Inhalt geben sollte. Zuweilen, an schönen Sommerabenden, wenn sie auf der Terrasse des Hauses saß, hatte sie unbestimmte, erwartungsvolle Gefühle, von Wunderdingen, die geschehen würden, von einer plötzlichen heißen Liebe zu irgend einem unbekanntem Helden, — gerade so, wie sie es in den englischen Büchern ihrer Miss las, — und dann sah sie in die blaue Ferne und dachte darüber nach, woher und wie ihr Held wohl kommen möge. — Sie wartete auf ihr Schicksal.“

Und eines schönen Julimorgens kam es, ihr Schicksal. Kam in Gestalt eines schnurrbärtigen, martialisch anzusehenden höheren Offiziers und eines ihm begleitenden bildhübschen, blutjungem Leutenants. — Die Erzählerin, welche bisher ruhig und gleichgültig in eine unbekanntem Ferne hinauszublicken schien, hob jetzt plötzlich den Kopf und schaute mit einem eigenthümlichen Blick den Mann vor ihr an. — „Eines bildhübschen jungen Leutenants,“ wiederholte sie. „Sie kamen in irgend einem Auftrage zu irgend einer Beschäftigung, — ich weiß wirklich nicht, woher und warum, — und wurden für vierzehn Tage im Schlosse zu, — im Herrenhause, — einquartirt. Tagsüber ritten

von ihrer Mutter zu einer Näherin in die Lehre gegeben, wobei sie, wie im Elternhause, sich fleißig in der Kunst des — Dünnegens üben konnte, und mit sechzehn Jahren verheiratete man sie mit dem Tuchweber Hirtelorn, der sie jedoch nicht aus Liebe, sondern aus Habgier ehelichte; er hatte auf einige tausend Thaler Müßiggel gehofft und rächte sich für diese Enttäuschung an der Aermsten oft in grausamster Weise.

Diese Ehe war eine trostlose, — zumal die junge Frau leider gar keinen häuslichen Sinn besaß, wie sehr sie auch bestrebt war, durch Liebe, Treue und slavische Unterwürfigkeit die Sympathien ihres Mannes zu gewinnen. Die prosaische Natur unseres Tuchwebers zeigte nicht das geringste Verständnis für ihre dichterischen Versuche, und in seinem Jähzorne mißhandelte er die ihm Verhasste wiederholt, obichon sie vier Kindern das Leben gegeben hatte. Das Ende vom Liede war, daß er sich von ihr scheiden ließ und sie nach elfjähriger Ehe von sich stieß. In einem an den Aeltesten Sulzer gerichteten Briefe schreibt sie später: „Unsere Gemüther harmonirten schlecht; mein weiches, schmelzendes Herz, meine Färllichkeit und meine Begierde nach Reichthümern waren viel zu sehr verschieden, als daß eine Glückseligkeit in unserer Vereinigung möglich gewesen wäre. . . dem Charakter meines Mannes fehlte es nicht an sehr guten Seiten; er war ein guter Wirth, ein Feind aller Völlerei und hatte die Gabe, sich bei Jedermann beliebt zu machen, aber es fehlte ihm das Vermögen, sich selbst zu beherrschen, es war ihm nicht möglich, mit meinem Herzen bekannt zu werden.“

All die Matriern einer verhehlten Ehe hätte die Unglückliche schwerlich ertragen, wenn ihr in der Dichtkunst nicht eine Trösterin erstanden wäre. Sie verfaßte schon damals zahlreiche Liebes-, Volks- und geistliche Lieder, besonders aber fühlte sie sich durch die weltbewegenden Thaten Friedrichs des Großen zu feurigen Oden und Hymnen zu Ehren des gewaltigen Königs angefeuert.

Sie hant und grübelte nicht lange nach, — der Luell ihrer Poesie sprudelte frisch und ungezwungen, und bald verbreitete sich der Ruf der poetischen Bäuerin in weiteren Kreisen. Diese Gelegenheitsdichtungen machten sie nicht allein bekannt, sondern brachten ihr auch was ein, und wenn's kein Geld gab, so war sie auch mit Naturalien, z. B. Kartoffeln und Schinken, sehr zufrieden; denn schon damals zeigte sich ihre Fingigkeit, wohlhabende und einflußreiche Leute zu besingen, auf deren Geburts-, Namens- und Hochzeitstage Carmina zu verfassen und durch den Erlös solcher Erzeugnisse sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen.

Trotz der schlimmen Erfahrungen Anna Luise's in der Ehe war sie leichtsinnig genug, nach dreiviertel Jahren wieder einem Manne die Hand zum Lebensbunde zu reichen, — es war dies der Schneider Karisch.

Anna Luise kam nun vom Regen in die Traufe, denn ihr zweiter Mann war ein arbeitscheurer Trunkenbold und machte ihr das Leben zur Hölle. Ihre Haushaltung wurde täglich zerrütteter, — und als ihre Verzweiflung den Gipfelpunkt erreicht hatte, griff sie zu einem abentheuerlichen und verwerflichen Mittel, um sich von ihm zu befreien: sie trat mit einer falschen Anklage gegen ihn auf und bewirkte, daß er Zeit lebens unter die Soldaten gesteckt wurde. Diese Thatfache beweist, daß die Karischin kein Gemüth hatte. Selbst ihre Enkelin, die genannte Helmine von Chozz, kann nicht umhin, zu bemerken: „Eine fisciatische Anklage hatte Dich, den Großvater, bei den Oberen angehängt. Deine eigene Frau hatte diese erregt, und sie drang durch. Du wehrloser Mann, ohne Schutz und Freund, wurdest als Bürger herausgehoben aus Deinen bürgerlichen Vorrechten, vor den Kommandanten geführt, der nach den Gesetzen keine Macht über Dich hatte, und als preussischer Soldat eingekleidet. . . Seine Verführung, sein Flehen zu seiner Luise, sein Händeringen, seine Vorstellungen, daß er ein privilegirter Bürger sei, der schon beinahe fünfzig Jahre alt wäre, — Alles war vergebens, er mußte seinem Schicksale folgen; sie weinte Thränen des Dankes über die Erlösung nach so langer Tyrannei.“

Theils durch einen Prediger, dem sie keine eigenen, von ihr versificirten Verse in den Kirchenstuhl warf, theils durch den schlesischen Ombudsbesitzer Baron von Kottwitz, der zufällig auf ihr reiches Improvisations-Talent aufmerksam wurde und sich für die bellagende Frau interessirte, wurde sie nun thatkräftig gefördert, — und siehe da! die Bäuerin, welche bisher in Kraustadt und Großglogau als eine locale Berühmtheit gelebt hatte, sollte nunmehr in der Hauptstadt Friedrich's des Großen, in Berlin, ihr Licht leuchten lassen!

Neununddreißig Jahre war die Karischin alt, als sie am 25. Januar 1761 in Berlin wie eine Fürstin ihren Einzug hielt und im Palais des österreichischen Gesandten, Grafen von Sotter, wo auch der Baron von Kottwitz sein Absteigequartier nahm, residirte und an seiner Tafel speiste. Während sie bisher in ärmlichen, zerrissenen Kleidern einherging, wählten jetzt auf Kosten ihres Gönners Kammerfrauen und Putzmacherinnen für sie die kostbarsten Gewänder aus. Welch eine Wendung!

Die Karischin, die angehaunte Stegreifdichterin, die Sängerin Friedrich's des Großen, das neu aufgetauchte Gestirn am Himmel der Berliner Dichtkunst, wurde bald die Heldin des Tages. Die vornehmsten Damen und Herren fuhren bei ihr vor, staunten sie wie ein Wunderthier an, luden sie bei sich zu Tische ein, — kurz, sie kam in Mode. Sie war aber nicht allein die Modepuppe im Schoße der Gesellschaft, sondern auch die der Literatur. Der Dichter Gleim stempelte sie, wie schon erwähnt, zur deutschen Sappho, Professor Kamlar gab ihr in der Verstunst Unterricht, Professor Sulzer würdigte ihre Dichtkunst vom ästhetischen Standpunkte, Moses Mendelssohn widmete ihren Liedern eingehende kritische Betrachtungen. Ihr Ruf wuchs von Jahr zu Jahr, und sie unterhielt mit den namhaftesten Dichtern ihrer Zeit eine rege Correspondenz, ja selbst Fürstinnen und Herzoginnen, wie die Herzogin Dorothea von Kurland und Franziska von Hohenheim, die Gattin des Herzogs Eugen von Württemberg, richteten an sie Zuschriften. Christian Friedrich Daniel Schubart, der unglückliche Gefangene vom Hohenasperg, hatte der Fürsprache der Karischin bei der letztgenannten Fürstin zum nicht geringen Theile es zu danken, daß er endlich den Kerker verlassen konnte.

Welchen Eindruck ihr Erscheinen in Berlin hervorrief, spiegelt u. A. die begeisterte Zuschrift Sulzer's an Bodmer, vom

24. März 1761 wieder, wo es u. A. heißt: „Es hat sich hier im Reiche des Geschmacks eine neue und wunderbare Erscheinung gezeigt: eine Dichterin, die blos die Natur gedichtet hat und die, nur von den Mufen gelehrt, große Dinge verspricht. Sie besitzt einen ausnehmenden Geist, eine sehr schnelle und glückliche Vorstellungskraft. Sie drückt sich über Alles mit der größten Fertigkeit so gut aus, wie irgend ein Mensch thun kann, der sein ganzes Leben mit Nachdenken zugebracht hat, und es kostet ihr gar nichts, die feinsten Gedanken bei jedem Gegenstande zu erzeugen und in sehr guten Versen vorzutragen. Ich zweifle daran, ob jemals ein Mensch die Sprache und den Reim so sehr in seiner Gewalt gehabt hat, als diese Frau.“ Mit der Zeit wurden freilich die Urtheile viel kühler, und Männer, wie G. E. Lessing, sprachen sich sogar in vernichtender Weise über sie aus, denn erstens mangelte ihr jede



Die deutsche Sappho. — Siehe Seite 147.

Selbstkritik und Tiefe, und zweitens raubten die Kamlar und Sulzer durch die formale Schablone, in welche sie das Talent der Naturdichterin zu zwingen suchten, ihr Ursprünglichkeit und Naivetät.

Ihre Gönner setzten es auch durch, daß sie im Jahre 1764 von Friedrich dem Großen in Potsdam in Audienz empfangen wurde. Der Held des Jahrhunderts war von Ventulus und Gatt umgeben, und lächelte, als er die phantastisch aufgeputzte Frau erblickte. Sie gestand ihm, daß sie von der „Discretion ihrer Freunde“ liebe und bellagte ihr Los in beweglichen Worten, denn schon nach einem halben Jahre war Herr von Kottwitz wieder von Berlin abgereist, und sie sah sich auf's Neue dem Zufall und Glend ausgesetzt. In ganz Berlin sprach man von dieser Unterredung des Königs mit der Dichterin, welche große Hoffnungen auf dieselbe setzte, ohne daß sich dieselben erfüllten. Sie hat Alles in Allem 97 Thaler vom Könige erhalten, — die „Verforgung“, auf welche sie hoffte, ist ausgeblieben. Bekanntlich wandte sie sich einst mit einem Bittgesuch an den König, der ihr aber blos zwei Thaler schickte, die sie mit Stolz und Würde zurückwies mit den Worten:

Zwei Thaler giebt kein großer König;
Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück.

Erst am Abend ihres Lebens ehrte der Nachfolger Friedrich II., Friedrich Wilhelm II., die patriotische Dichterin dadurch, daß er ihr ein Haus in Berlin, — und zwar an der neuen Promenade Nr. 1, dessen dreifensterige Seitenfront in die Länge der Promenade hinab sah und mit Genien verziert war, — erbauen ließ. Man kann sich ihre Seligkeit denken; ihre Leier verherrlichte in allen möglichen Tonarten diesen Gnadenbeweis des Monarchen. Die alternde Frau erlebte aber noch andere Gunstbezeugungen Seitens des königlichen Hofes, deren Angehörige sie wiederholt auszeichneten. Sie konnte sich ihres Besitzthums übrigens nicht lange erfreuen, denn sie starb am 12. October 1791 im Alter von fast 69 Jahren.

Sind auch ihre Gedichte längst vergessen, so haben ihr doch ihr originelles Wesen und ihre Schicksale einen bleibenden, ehrenvollen Platz in der deutschen Literatur verschafft. Auch muß ihr zum Ruhme nachgesagt werden, daß unter den Sängern Friedrich's des Großen sie einen der ersten Plätze einnimmt, und daß noch jetzt so manche ihrer Lieder zu Ehren des alten Frey durch die Begeisterung und Wärme, welche aus ihnen spricht, sehr wohlthuend berühren.



Hans Herrmann.

sie in die Umgegend, — und Abends, — nun des Abends waren sie natürlich Gäste der Familie. Der ältere Herr spielte mit dem Hausherrn und der Miss Whist, und der jüngere, — der jüngere unterhielt sich mit der Tochter des Hauses.

Baron Senten war sehr aufmerksam und ein wenig bleich geworden. Seine Augen forschten unruhig in dem unbewegten blauen Gesicht der Dame.

„Er dachte wahrscheinlich nicht oder kaum daran, welche ein Unrecht er beging, als er anfang, dies kindische weltfremde Mädchen mit allerhand zarten Aufmerksamkeiten zu umgeben. Die Damen, mit denen er gewöhnlich verkehrte, sahen vermuthlich in einem Handluch kein aufregendes Ereigniß, und ein paar zärtliche Klästerworte waren ihnen keinesfalls etwas Außergewöhnliches, noch nie Dagewesenes. Und während er an den herrlichen, warmen Juliabenden mit ihr im Park promenierte, oder mit ihr auf dem großen Weiher umhergondelte, füllte er ihren ganzen Sinn mit blendenden, farbenprächtigen Bildern aus der Gesellschaft, welche die seinige war. Ich glaube, er war sich wirklich nicht klar dessen bewußt, was er that. Wenn er auch auf seine äußeren Vorzüge ein wenig eitel war, — so hielt er sich doch wahrscheinlich kaum für den Gott, welchen die Phantasie des jungen Mädchens aus ihm machte. Mein Himmel, — in der Residenz gab es eine ganze Anzahl solcher Götter. Er trieb sein Spiel halb aus Gewohnheit. Es ist eine so süße Gewohnheit, dieses ewig den Hof machen, schmeicheln, — von Blumen zu Blumen flattern.“

Aber Tini, — sie hieß merkwürdigerweise auch Tini, — wußte von diesen Gewohnheiten nichts. Sie wußte nur, daß der allerhöchste, glänzendste, geistreichste, liebenswürdigste Mann, den es auf der ganzen Erde geben konnte, Tag um Tag in ihrer Nähe war und sich ihr ganz widmete. Daß er ihr Blumen brachte, ihr mit seiner weichen schönen Baritonstimme vorlang und sie mit seinen gefährlichen Augen so sonderbar anschaut. Und langsam zog das eine Gefühl in ihr Herz, das ewige, uralte, immer neue, — eine heiße zärtliche Liebe.

Und dann kam der Tag des Abschieds. Die Herren dankten auf's Herzlichste dem Hausherrn für alle seine Liebenswürdigkeiten und überhäufte Tini mit liebenswürdigen Redensarten. Er hatte sich ein Bouquet der kostbarsten Treibhausblumen aus der Residenz verschrieben, dies überreichte er ihr, dann noch eine artige tiefe Verbeugung, ein Handluch, ein Scherzwort an die sentimentale Miss, — und dann waren sie fort. Er lehrte zurück in die glänzende Residenz und stürzte sich wieder in den trüblichen gesellschaftlichen Tummel, und sie, — nun sie blieb eben, wo sie war. Sie hatte in diesen glücklichen Tagen nicht ein einziges Mal daran gedacht, wie es werden sollte, wenn er fort sei, sie konnte sich einfach ein Leben ohne ihn gar nicht mehr vorstellen. Er hatte vielleicht wenig Schuld daran, er hatte nur nicht bedacht, daß dies Kind keine der Weltedamen sei, die er sonst umschwärzte, und was konnte er schließlich dafür, daß sie solche hochgeputzte und ganz unmoderne Gefühle hatte. Sie lernte das Alles später einsehen, — viel später freilich. Aber mit dieser Erkenntniß kam ihr zugleich eine andere, — die Erkenntniß dessen, was er ihr im grausamen Leichtsinne genommen hatte. In der ersten Zeit merkte sie nichts davon. Sie sah Tag für Tag auf der Terrasse und schaute den Weg entlang, den er gekommen und gegangen war. Sie war auch sonst unverändert, nur, daß sie ein wenig stiller und bleicher geworden war, — und daß sie sich mit einer wahren Angst vor einem Aufenthalt bei einer Tante in der Residenz sträubte, den ihr Vater für sie in Aussicht nahm. Nur ihn nicht wiedersehen, — das war ihr einziger Gedanke. Und doch, in langen, schlaflosen Nächten und in vielen einsamen Tagen sah sie ihn vor sich und hörte jedes seiner Worte wieder in ihrem Ohr klingen. Nach zwei Jahren starb ihr Vater, und sie kam nun doch nach der Residenz; aber er war nicht mehr da, er war weit nach dem Norden verest. Nach dem Trauerjahre lernte sie dann auch die Gesellschaft und das Leben kennen, das er ihr damals so verlockend geschildert hatte. Und damals merkte sie dann, was ihn entschuldigte und was er ihr gethan. Sie sah, daß alle die tändelnden Aufmerksamkeiten, die er ihr erwies, hier die kleine, gangbare Münze des täglichen Verkehrs waren, ohne daß man den Werth darauf legte, den sie ihnen in ihrem thörichten Kinderherzen gegeben hatte. Aber noch etwas Anderes fand sie, und das war schlimmer zu ertragen. Sie hatte mit dem Glauben an ihn zugleich auch den Glauben an die Menschheit überhaupt verloren.

„Also das ist die Lebensweisheit dieser Menschen,“ jagte sie sich, „Alles leicht zu nehmen, äußerlich, unter anmuthigen Formen innere Leere geschickt verbergen, und über Alles, was Gefühl heißt, leichten Fußes und Herzens hinwegzugleiten.“

Wenn man ihr Huldigungen darbrachte, — und warum sollte man einer jungen, reichen Erbin nicht huldigen, — ergriß sie ein unbezwingliches Gefühl des Widerwillens. Das geschah ja in denselben Worten, die sie schon einmal gehört, mit denselben seinen Aufmerksamkeiten, die ihr schon einmal zu Theil geworden. Und als zu dem ersten Ball, den sie besuchen sollte, ein entzückendes Bouquet für sie gebracht wurde, brach sie in heiße, bittere Thränen aus. Das waren ja dieselben Blumen, die er ihr zum Abschiede überreicht hatte. So quälte sie sich eine Saison lang mit ihrem armen zertretenen Herzen, in dem glänzenden Kreise, dem ihre Verwandten angehörten. Sie hörte auch einmal von ihm; die jungen Mädchen erzählten begeistert von seinen „reizenden“ Augen und seinen „reizenden“ Pferden und Hunden, Alles in einem Athem und dann nannte man ihr eine „reizende“ junge Frau, die in ihrer Nähe saß, als keine letzte „Flamme“.

Dann kam die Katastrophe, die sie nach ihrem stillen Gute zurücktrieb; man machte ihr einen Heirathsantrag. Der Held war ein schöner schlanker Offizier, und er sprach in stilvoller Rede von seiner heißen Liebe, seiner ewigen, unausslöschlichen Zuneigung und anderen schönen Dingen mehr. Sie hörte ihn mit ruhiger Gleichgültigkeit an; als er geendet hatte, kam es beinahe ohne ihren Willen von ihren Lippen: „Warum denn gerade ich?“ und er antwortete mit wirklicher Wärme: „Weil Sie so ganz anders sind, als alle Anderen.“ Da sprang sie mit einem heftigen Schmerzensschrei auf. Wie von einem Blitzstrahl blendend beleuchtet, sah sie das eine Bild vor sich: „Den Park und den Weiher und im Rahne zwei Menschen; der Mann hielt die Hand des Mädchens und auf ihre lachende Frage, was er denn so besonders Schönes an ihr finde, antwortete er: „Weil Sie so ganz anders sind, als die Anderen.“

Das war das Letzte; sie sah wohl ein, daß es so nicht weiter gehen könne, sie konnte unter diesen Menschen nicht mehr leben; im Guten und im Schleimten gleichen sie alle nur zu sehr dem einen, der sie um das einzige, holdste Glück des Lebens betrogen hatte; das Glück mit voller, harmloser Hingebung zu lieben und sich leiten zu lassen.

Sie reiste nachher mit einer sehr würdigen Gesellschafterin auf ihr Gut zurück, und in dem ruhigen, eintönigen Leben dort

fand sie zuletzt den Frieden ihrer Seele wieder. Ein Jahr später heirathete sie; einen Mann, den man in der Residenz wahrlich sehr sehr „landjunkermäßig“ gefunden hätte, der aber das besaß, wonach sie sich einzig und allein noch sehnte: „Ein wahrhaft treues Herz“. In dem einen Jahre ihrer Ehe lernte sie Vieles, ach, gar Vieles von einer anderen Seite betrachten. Sie lernte verstehen, daß das wahre Glück, nach dem sie sich so leidenschaftlich geizt und das sie so heiß als verloren betrauert, nur allein in der Erfüllung aller Pflichten zu suchen sei; und diese eine Lehre war genügend, um ihrem ganzen ferneren Leben Zweck und Inhalt zu geben. Nachher starb ihr Gatte.

Ihrer Nichte und Pflögetochter eine gute Mutter zu sein, das hat sie sich gelobt, und das wird sie versuchen zu sein, mit allen ihren Kräften, — und darum, Baron Senten, erzählte sie ihnen diese Geschichte.“

Baron Senten war aufgeprungen. Sein schönes übermüthiges Gesicht war sehr, sehr bleich geworden und die siegesgewissenen braunen Augen hatten einen lebenden Ausdruck, wie die eines auf schlimmen Wegen ertappten Schuljungen.

„Gnädige Frau,“ stüsterte er, „ich hatte keine Ahnung, wahrhaftig nicht, — und —“

„Sie haben mich nicht ausreden lassen, Baron Senten,“ unterbrach ihn die Dame mit gleichmüthiger Stimme, — die kleine Erregung, die vorher ihre Wangen geröthet hatte, war vollständig geschwunden, — „bitte, hören Sie mich noch zu Ende.“

„In Tini finde ich meine eigene Jugend wieder. Sie ist gerade so unerfahren, gerade so weltfremd, wie ich es damals war. Glauben Sie mir, wenn nicht die Verhältnisse mich gezwungen hätten, ich wäre nicht mit ihr hierher gekommen. Und dann will es das Unglück, oder das Schicksal, daß —“

„Ich bitte, reden Sie nicht weiter, gnädige Frau,“ Baron Senten sprach das mit heiserer Stimme, „ich verpöche Ihnen, Alles, Alles, was Sie wünschen und gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß es mein heißester Wunsch ist, Ihnen, die ich, auf Ehre, erst vor einigen Minuten wiedererkannte, nach besten Kräften, ja aus ganzer Seele einen Ersatz zu bieten —“

Die junge Witwe lächelte. Es war ein ruhiges resignirtes Lächeln.

„Ersatz,“ wiederholte sie, „glauben Sie denn, wenn ich einen Ersatz gewünscht oder gehofft hätte, ich hätte ihnen diese Geschichte erzählt? Das sind längst vergangene Zeiten für mich, ich denke ihrer, wie man etwa eines längst begrabenen Verstorbenen gedenkt, mit Behmuth, ohne verzweifelt Schmerz.“

„Und Sie verzeihen mir, gnädige Frau?“

„Ich habe nichts zu verzeihen, ich war damals ein thörichtes Kind, und wenn ich alte, vergessene Geschichten aufgerührt habe, geschah es nur aus zitternder Angst um mein Tödterchen.“

„Sie sind ein Engel, gnädige Frau, Sie werden nicht über mich zu klagen haben, ich melde mich morgigen Tages zu —“

„In irgend einem Kommando“ nicht wahr,“ unterbrach sie ihn lächelnd, „Glück auf den Weg, ich danke Ihnen, leben Sie wohl.“

„Also darum,“ murmelte er im Treppenhause, „darum irritirten mich diese Augen, — ach, sie waren märchenhaft damals, — vor zehn Jahren.“

„Und die kleine Tini, wahrhaftig, es ist ein reizendes Geschöpf, es wird mir schwer, — aber es muß sein. Na, immer durch, — das ist mein Wahlpruch — vergessen wir den Traum.“

Derweil tropften aus den „ehemals märchenhaften“ Augen der Zurückgebliebenen zwei schwere Thränen. Sie galten wohl „dem Jugendtraume“.

Rachdruck verboten.

Ibsen's Dramen auf der englischen Bühne.

Von einem Freunde nordischer Dichtung in London.

„Spricht man von „Nora“ („Dullehjem“ oder „Puppenheim“), von „Rosmersholm“, den „Geistesern“ und von „Hedda Gabler“, so treten dem mit Ibsen's Richtung Vertrauten sofort allerhand sonderbare Frauengestalten in die Erinnerung. Bei dem Lärm, der über diese neue, angeblich tragicalistische Strömung entstanden ist, mag es wohl gestattet sein, die Stimmen einer Weltstadt, wie London, darüber zu hören. Hier ist ja die „Frauen-Bewegung“ seit Jahren in vollem Gange und Schwange, — zum Theil sogar in übertriebener, naturwüthiger Form. Jedenfalls fehlt es auf dem Boden Englands, das schon vor Jahrhunderten durch einen deutlichen Reizenden als das „Paradies der Frauen“ geschildert wurde, gewiß nicht an Fürsprechern der Hebung des weiblichen Geschlechts. Sehen wir uns also an, was die Engländer zu jenen Ibsen'schen Stücken sagen.“

Von der kleinlichen Furcht schöngeistig sein wollender Schulen, welche ihre Götzbilder ängstlich vor jeder unsanften Berührung zu schützen suchen und daher selbst den vorurtheillosesten Kritiker nicht zum Worte kommen lassen, ist man in England glücklicherweise längst nicht mehr besessen. In der Presse dieses Landes erfolgt täglich offener Hieb und Gegengieb. Man verbietet auch dem entschiedensten Widerständer nicht den Mund. Bei dem Versuche einer gewissen Gruppe, die Engländer für das Ibsen'sche Evangelium des Trübsinnes und der geisteserhabenen Schwarzseherei zu begeistern, hat es daher sicherlich nicht an der Freiheit der Meinungsäußerung gefehlt.

Das Ergebnis ist gewesen, daß man die durchgehende Richtung jener Stücke als eine krankhaft grämelnbe, im Grunde natur-unwahre, verworfen hat. Da es sich nun darum handelt, ob dieser ungesunde Stoff dem geistigen Marke des deutschen Volkes eingepflanzt, ob vielleicht gar, — dem bei uns herrschenden Triebe der Nachahnungssucht und der Ausländerei entsprechend, — die ganze Literatur, wie man sich ausgedrückt hat, Ibsen's gemacht werden solle: so mögen die Ansichten stammverwandter Engländer wohl des Neueneren gehört werden.

Nun denn, einmüthiger als es geübet ist, hätte Ibsen's färglich in London aufgeführtes Familien-Drama „Geistesern“ unmöglich vernichtet werden können. Die sämtlichen Tagesblätter und Wochenschriften erschöpften geradezu das Wörterbuch, um ihrem Gefühle des tiefsten Widerwillens und des Spottes Luft zu machen. Londons Schauspiel-Kritiker, das sei vorausgeschickt, sind sonst gewohnt, ihr Urtheil höchst vorsichtig und maßvoll abzugeben. Ja, wo strengster Tadel sich gebährte, da lassen sie es nur zu oft an der wünschenswerthen Entschiedenheit fehlen.

Als schriftstellerische Klasse sind die englischen Kritiker heutzutage größtentheils frei von engherzigen, philisterhaften

Vorurtheilen. Sie huldigen nicht jener zurückgebliebenen Anschauung, welche sich vor Jahren so mangelhaft in England breit machte, endlich aber, — dank Herbert Spencer, Darwin, Huxley, Tyndall und anderen Denkern und Forschern, — in gebildeten Schichten vor der Aufklärung hat weichen müssen. Man wird also nicht behaupten können, daß die Ibsen'sche sogenannte Realistik, die Schilderung des Durchbrechens der alten Ideentriebe und der dem Einzelnen von der Gesellschaft gezogenen Schranken, in London sofort auf grundsätzliche Gegnerschaft oder auf die Aengstlichkeit der „Frau Grundy“, des Urbildes der Spießbürgerin, treffen müsse.

Um so beachtenswerther ist der ausnahmslose Chorus der Empörung gegen die „Geistesern“. Allgemein bezeichnet man dies Stück als den Gipfel des bisher erlebten Crescendos von widerwärtigen Unerträglichkeiten. Von dem Bewußten, das „Puppenheim“ (A Dolls House) auf der Bühne zu halten, mußte nämlich bald abgesehen werden, obwohl man es zweimal versuchte. Selbst bei den in London sehr wenig zahlreich Anhängern der Ibsen'schen Schule machte sich eine sichtlich Enttäuschung bemerkbar, als nachher „Rosmersholm“ über die Bretter ging, welche die norwegische Kleinräderei mit ihren sonderbaren Narus-Versuchen bedeuten. Mancher, der gekommen war, um seiner Begeisterung freien Lauf zu lassen, vermochte gerade an den Stellen, wo der Verfasser hochtragisch hatte wirken wollen, sich eines unwillkürlichen Ausbruches von Heiterkeit nicht zu erwehren.

Nach der seither erfolgten Darstellung der „Geistesern“, zu welcher lediglich die Ibsen-Gemeinde, — doch unter Theilnahme von zugelassenen Vertretern der Presse, — erscheinen durfte, hat sich der Unternehmer der Sache, Herr Grein, wie gemeldet wird, stehenden Fußes entschlossen, dies Stück nicht mehr auf die Bühne zu bringen. Das ist an und für sich schon beachtend genug.

Stellen wir nun die „Times“, lediglich ihres bekannten Ansehens und Einflusses halber, voran, so finden wir in ihr die „Geistesern“ kurzweg als eine Art Spital-Dichtung bezeichnet. In der „Daily News“, welche sich sonst am wenigsten gegen irgend welche neuere Richtung sträubt und überdies mit den Kreisen enge Fühlung hat, aus welchen die in England freilich dünn geädeten Ibseniten hervorgehen, wird gesagt: „Die bisher hier gegebenen Stücke seien den Zuschauer langweilig und ungenießbar erschienen; aber das sei wahrlich nur eine mäßige Dosis Ibsenthum gewesen im Vergleich zu den „Geistesern“, welche die nackte Greulichkeit darstellten.“ Doch unter der fanatischen Sekte, welche sich im Royalty-Theater zusammengefunden, herrsche offenbar ein Geschmad, für welchen nichts zu häßlich, nichts zu schamlos ist, um es vor einer gemüthlichen Gesellschaft von Männern und Frauen vorzubringen. Weiter wird dies Schauspiel ein „elendes und abstoßendes Erzeugniß“ genannt, dessen „endloser Wortschwall“ nur von jener Sekte ertragen werden könne.

„Unausprechlich widrig und scheußlich“: so sagte der „Standard“ sein Urtheil zusammen. Daß selbst die Anhänger Ibsen's überzeugt sind, es löme kein Weiter eines Schauspielhauses ein solches Stück vor eine gewöhnliche Zuschauerhaft bringen, ist die Ansicht der „Morning Post“. Die „Geistesern“ sind nämlich, um die Theater-Censur zu umgehen, an einem Abende auf dem unlangst gegründeten sogenannten „Unabhängigen Theater“ aufgeführt worden, zu welchem man nur durch besondere Einladung Zulass hatte, ohne Bezahlung. Die Geldmittel sollen in Zukunft durch freiwillige Zeichnungen zusammengebracht werden, wobei natürlich die Darstellung einer Reihe Schauspiele von anderen Dichtern, als Ibsen, mit in Aussicht genommen ist.

Die Frage ist bereits erhoben worden, ob eine Geistesern-Geheugung, wie die genannte, rechtlich statthaft sei. Gewiß wäre es sehr schade, wenn ein Tagewächter etwa den Strafrichter in Bewegung setzen wollte. Solche Hervorbringungen, wie die „Geistesern“, fallen von selbst. Die „Morning Post“ bemerkt ferner: „Das Stück sei gar kein Drama, sondern eine Studie zur Seelenkunde, aber von der hoffnungslos mißlungensten Art.“

Die „Ball Mall Gazette“ findet durchaus nichts Unästhetisches in dem Stücke; ganz im Gegentheil. Aber sie hält dafür: „Dasselbe sei geeignet, eine Durchsicht-Zuhörerschaft mißlaunig zu machen, sie unter einen geistigen Druck zu beugen, zu erschrecken, oder auch zu langweilen.“ Was Reichthum und Sophistik gekostet, stehe nicht in Ibsen's Macht.

Seinerseits nennt die „Daily Chronicle“ dies Trauerspiel einfach „ekelhaft“; es enthalte überdies Fehler, die weit größer seien, als der Mangel an Anständigkeit oder an Achtung vor religiösen Anschauungen. Dies ist, beiläufig bemerkt, die einzige Bezugnahme auf religiöse Dinge, welche bei diesem Anlasse in der Presse vorkommt. Daß die Aufführung vortheilhaft gewesen, erkennt das Blatt an. Man kann also nicht sagen, daß Ibsen in diesem Punkte benachtheiligt worden. Im Uebrigen sei der künstlerische Werth des Stückes über die Maßen gering. Obwohl fast nur die Gläubigen der Ibsen-Schule verjammelt waren, sei „bei den ab und zu vorkommenden Plathheiten mehrmals Gelächter ausgebrochen.“

Der „Daily Telegraph“ bezichtigt den Dichter, dessen Stück mit soviel Lärm ausgetrompetet worden sei, der „dramatischen Zeugnungsunfähigkeit und der lächerlichsten Anfänger-Versuche“. „Greulich, widerlich, uninteressant, bejammernswerth langweilig, geschwäßig, ekelhaft, formlos, ziellos“: so lautet das Urtheil dieses Blattes, um nur einige seiner Kraftwörter wiederzugeben. Durch eigentliche Unanständigkeit werde das Ohr nicht unmittelbar in dem Stücke beleidigt, denn der Verfasser, der sogenannte „Meister“, habe nicht einmal die Herzhaftigkeit, mit der Sprache gerade heraus zu gehen.

Auch der „Daily Telegraph“ bezugte, — und wir können es ebenfalls thun, — daß die Darstellung durch die Schauspieler nichts oder wenig zu wünschen übrig ließ.

Es mag hier erwähnt werden, daß bei der Leitung des genannten Blattes Sir Edwin Arnold theilhaftig ist, der Dichter von „The Light of Asia“, welches in der zeitgenössischen poetischen Literatur Englands einen anerkannt hohen Rang einnimmt und gewiß mit vollem Recht. Ob er diese Beurtheilung Ibsen's billigt, muß dahin gestellt bleiben. Hervorgetreten sind von bedeutenderen Schriftstellern und Dichtern Andrews Lang und Robert Buchanan, von welchen der erstere sich über „Rosmersholm“ mit den Worten aussprach: „Es ist dies Stück von der unerträglichsten Bedanterie erfüllt und das Erzeugniß einer geistigen Richtung, welche von wahrer Dichtung ebenso entfernt ist, wie ein Nachtlucht von der Sonne.“ Ebenso spöttisch drückt sich Robert Buchanan über Ibsen als „einen, sein Gesicht in ernsthaften Falten legenden, innerlich aber schmunzelnden, lousigen Leidenbesorger aus.“

Der „Observer“ nennt die „Geistesern“ ein „langweiliges und schmutziges Stück, dessen faulige Einzelheiten anständiger

Beise nur in den Spalten eines Blattes für Arzneikunde besprochen werden kann, wo aber des Verfassers melodramatische Siechthums-Lehre wahrscheinlich mit geringer Achtung behandelt werden würde.

Londons bedeutendstes kritisches Blatt, die „Academy“, meint: „Der Grein habe einen großen Irrthum begangen, als er sein Unabhängiges Theater mit der Aufführung des verrotteten Ibsen'schen Stückes „Geipenfer“ begann, welches kein Mensch von sicherem und feinem Geschmack ohne Ekel anhören kann, und welches von einer so großen Schauspielerin und gewiß genügend duldbamen Beurtheilerin, wie Sarah Bernhardt, mit Zug, aber nur zu mild, als eine Vorlesung in der Klinik bezeichnet worden ist.“

In Obigem ist der Gesamteindruck der Beurtheilungen wiedergegeben. Das Einzelne liest sich da und dort sogar noch schlimmer. Keine Gegenstimme hat sich zur Vertheidigung erhoben.

Will man nun etwa sagen, die englische Bühne selbst stehe heutzutage auf wahrlich keiner hohen Stufe, so werden wir gewiß nicht das Gegentheil behaupten. Ganz abgesehen von allem Anderen, was hier als Erklärungsgrund einer unerfreulichen Erscheinung angeführt werden könnte, hat das übermäßige Anwachsen der Residenzstadt, — mit ihren jetzt über 5,500,000 Einwohnern und ihren eigenthümlichen gesellschaftlichen Gewohnheiten, — zusammen mit dem Mangel an irgend welschem, von Staat oder Gemeinde gestützten Schauspielhause, entschieden verderblich gewirkt. Selbst wenn größeres dramatisches Talent vorhanden wäre, hätte es schwere Mühe, sich unter solchen Verhältnissen zu entfalten.

Wer die übrige dichterische Literatur Englands wirklich kennt, wird indessen den Genius eines Volkes, welches einen Tennyson, einen Swinburne, einen William Morris, einen Edwin Arnold hervorgebracht hat, nicht für erloschen erklären wollen. Wir sind am wenigsten geneigt, das Fremde zu überschätzen; doch unterschätzen soll man es auch nicht. Und wenn man der englischen Kritik die Berechtigung, über Ibsen zu urtheilen abstreifen wollte, weil in London die tolle Barleske heute auf der Bühne einen so breiten Raum einnimmt, so sollte man sich doch erinnern, daß der Kritiker sich nicht seinen Dichter schaffen kann. Am Ende sieht man doch auch in einigen Londoner Schauspielhäusern ab und zu Besseres als alter und neuer Zeit, das sich Monate hindurch vor zahlreicher Zuhörerschaft hält; und die Anerkennung der beruflichen Sachkenner bleibt dann in der Presse nicht aus.

Sollen wir nun die eigene Ansicht aussprechen, so lautet sie dahin, daß auch uns, — selbst ohne der Häßlichkeit der Stoffe und der ungenießbaren Charakter-Verdrehtheiten zu gedenken, in welchen sich der skandinavische Griesgram ergeht, — seine Gestaltungskraft, wenigstens in den genannten Stücken, als eine dürftige, ärmliche, jedenfalls höchst unfertige erachtet. Wir stehen ja nicht mehr in der Kinderzeit der dramatischen Dichtung, bei den ersten unbeholfenen Anfängen des Schauspiels und Trauerspiels. Was wir bei Hans Sachs, dem Vater des weltlichen Drama's in Deutschland, begreifen, können wir heute nicht mehr gelten lassen. Es zeugt daher durchaus nicht von einer gewissermaßen barbarischen Urkraft, wenn der in der Künstlerstadt München lebende „Meister“ seine den guten Geschmack beleidigenden, meist von Beginn bis zu Ende Trübsal bläsenden Dichtungen so unfertig und ungehobelt zusammenzimmert. Feignen wir darum, daß Ibsen manchmal einen Lichtblick des Gedankens hat? Keineswegs. Aber nur zu rasch erlischt der Strahl gewöhnlich im Dunkel und in grauer Dede.

Alles kann man sich gefallen lassen, sogar den erbarmungslosesten Pessimismus, wenn nur die Personen und die tragischen Verwickelungen mit wirklicher Meisterhand gezeichnet sind. Jede Art sei unsertwegen gestattet, — nur nicht die geisttödtende. Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux, wie Voltaire sagte.

Es braucht ja nicht Alles über einen Kamm geichoren zu sein; geru sieht man Jedem nach seiner eigenthümlichen Weise. Uns ist die knorrige Eiche und die zarte Kiefer gleich lieb; der einsame Nichtenbaum im Norden und die ragende Palme im Süden. Die Lobgesänge der Beden muthen uns nicht minder an, als die Götter- und Heldenlieder der Edda. Wir wissen „Saluntala“ ebenso zu schätzen, wie das hellenische Schauspiel; Marlowe, Ben Johnson und Shakespeare, wie alle Keineren.

Wohlan denn, selbst die lebensfrohen Griechen. — und Ibsen weiß sich in seinen „Geipenfern“ ja so viel mit dem „laerdeses livsglad mand“ (dem sehr lebensfrohen Mann), — botten ihre pessimistischen Dramen. Schon der alte griechische Dichter sagte: „Besser ist es, nicht geboren zu sein!“ Aber welcher Abstand in der Ausführung zwischen dem gewaltigen tragischen Schwung der Hellenen und dem flügelarmen Streben des angebliehen Schöpfers einer neuen Kunst! Die und da meint man wohl einen neuen Gedankengang eröffnet zu sehen; allein sofort tritt wieder lahle Phrasenhaftigkeit ein. Bei näherem Zusehen gewahrt man, — um einen bekannten Ausdruck zu gebrauchen, — daß, was bei Ibsen wahr, nicht neu ist, und was neu, nicht wahr.

Welcher Abfall auch, in diesen verkränkelten, zerrbildnerischen Gestalten, von dem starken Geiste alt-nordischer Dichtung! Wie ist es nur möglich, daß man den Widerschein von Brinhibide, Gudrum u. i. w. in diesen verkümmerten oder nährlich teufelischen Frauen hat erbilden wollen, welche im „Puppenheim“, in „Rosmersholm“ und „Hedda Gabler“ auftreten? Das soll ein Anwalt der Bewegung für die Besserstellung der Frauenwelt sein, der uns diese schönen Figuren vorführt? Damen zumal haben in überwiegender Zahl die Aufführungen Ibsen'scher Stücke in London besucht. Die Einwirkung kann wahrlich nur eine heillose sein.

Und was für verkommene Gejellen schildert der sogenannte fortschrittliche Dichter in den zum Spott gewordenen ehemaligen Idealisten Ulrich Brendel und Peter Mortensgard! Wahrlich, selbst unter Anhängern Ibsen's in London stieg da der Verdacht auf, er sei eigentlich ein graufamer Satiriker, welcher das ihm zugeschriebene Streben nach dem Ecleren innerlich verhöhne und in Wirklichkeit reactionär gefimmt sei. Wie es sich damit verhält, wollen wir nicht zu erforschen suchen. Doch um die Norweger thut es uns leid, sie in einer solchen Mischung von Philistertum und Boulevardischer Ueber-Pariererei einzuwandeln zu sehen: einerseits „Gogo's“, andererseits „decadents“, „gommeux“, und „petits crevés“.

Angenommen übrigens, Ibsen wolle eben nur schildern, wie die Menschen in den kleinen norwegischen Nestern sich aus des geistlichen und gesellschaftlichen Druckes quetschender Enge herauszuwinden suchen, um gleich darauf, nach Art von Luther's betrunkenem Bauer, der auf's Pferd steigt, auf der anderen Seite des Sattels in den Roth zu fallen: könnte denn das nicht mit ganz anderen eindrucksvollen Pinselstrichen geschehen?

Was von Ibsen, — etwa „Hedda Gabler“ ausgenommen, —

bis jetzt in London auf die Bühne gebracht worden, läßt so ziemlich Alles zu wünschen übrig, was man von dem Schauspielbildner an Vollständigkeit der Charakterzeichnung und an Lösung des geknüpften Knotens verlangt. Ein Stück, bei welchem man nahezu drei geschlagene Stunden, — drei tödliche Aufzüge hindurch, — wie ein für Ibsen noch am besten gestimmtes Blatt jagte, — zu sitzen hat, soll doch kein flüchtiger Unrath, kein bloßer Schattenriß sein. Man erwartet billiger Weise tiefere Begründung, deutlichere Ausführung, und, wenn wir das Unfassbare aussprechen dürfen, inmitten des trostlosen Jammers und der Unliebenswürdigkeit aller seiner Gestalten, besonders der weiblichen, wenigstens ein klein wenig mehr Humor. Ibsen könnte sich ja die Erlaubniß dafür bei einem großen Realisten, bei Shakespeare, holen. Mit der bloßen Erlaubniß wäre es freilich nicht gethan.

„Hedda Gabler“ ist dramatisch allgemein als entschieden besser ausgeführt anerkannt worden, als die anderen bisher in London gegebenen Stücke. Verfängliche Stellen waren überdies gestrichen worden. Zwei ausgezeichnete amerikanische Schauspielerinnen traten in dem Drama auf, und ihr Spiel zog ein paar Wochen lang an. Allein die scheußliche Teufelei der hauptsächlichsten Frauengestalten wirkte abermals so abstoßend, daß auch dies Stück hat abgesetzt werden müssen. Englands hervorragende Schauspielerin, Fräulein Terry, jagt: „Ibsen's Frauengestalten sind lediglich Kärrinnen, Verrückte. Die scheinbare Wirklichkeit der von ihm gezeichneten Charaktere besteht nur in dem einfach natürlichen Unterhaltungston; aber an sich sind diese Charaktere verichoben, unwahr, der Natur widersprechend.“

Daß Ibsen in England Wurzel fassen könne, hält Niemand für möglich. Der Volksgeist ist dafür unempfänglich, obwohl er den Hamlet versteht. Es giebt seit neuerer Zeit hier eine Schule, die, aller Geschäfte und allen Sprachbeweisen zum Trotz, das englische Volk mehr von Scandinaven, als von Angel-Sachsen, will abstammen lassen, — anstatt umgekehrt. Da könnte man denken, der Norweger Ibsen habe wenigstens bei diesen Leuten um so leichteres Spiel. Die Bemühungen, ihn auf der englischen Bühne einzubürgern, sind gleichwohl vergebens. So „unbeschreiblich angefaule Charaktere“, wie ein Blatt seine dramatischen Personen nennt, läßt man sich in England nicht bieten.

Im Uebrigen betrachtet man die genannten Erzeugnisse, — und nur über diese wollen wir unser Urtheil abgeben, — im Großen und Ganzen als eine Verläumdung gegen den geläuterten Geschmack, als einen Rückschlag in die Unkunst, als eine wahre geistige Reaction, die sich unter dem erborgten Schleier des Geniechums zu bergen sucht. Das deutsche Volk, welches die alte Dichtung des stammverwandten Nordens zu schätzen weiß und ihr mit Wärme zugethan ist, möge in seiner Männer- und Frauenwelt behütet bleiben vor einer Siechthums-Poesie, welche Geist und Herz zu zerrütten geeignet ist.



Rahdruck verboten.

Abchied. Von Alfred Reuter. Siehe die Abbildung, Seite 145. — Es ist Herbst geworden und die letzten Blätter haben sich blutroth gefärbt. Blutroth hängt auch der Himmel über Frankreichs Gefilden. Ein furchtbarer Bruderkrieg verheert die Lande, — feindlicher denn je stehen sich Katholiken und Protestanten gegenüber, seit Herzog Heinrich Guise die Heilige Ligue in's Leben gerufen hat. Ueberall erheben sich die Hugenotten und strömen ihrem Haupte, dem tapferen Condé, zu. Auch bis in jenen stillen Winkel der Dauphiné, in dem die Güter des Grafen René von Montauban liegen, dröhnen die Kriegsdrommeten hinein. René ist erst seit drei Jahren verheirathet, verheirathet mit der ebenso schönen und anmuthigen, wie herzensehnen Valérie, einer Tochter des Herzogs von Alençon, des ritterlichen Troubadours, der die Laute nicht minder gut zu handhaben versteht, als das Schwert. Zwei reizende Kinder sind die Früchte ihrer Liebe; sie verleben in einem paradiesischen Idyll Tage ungetrübten Glückes. Bis jetzt hat sich Graf René von der wilden Politik jener Tage zurückhalten können, — nun aber, da die Guisen die den Hugenotten zu Beauvais voll gewährte Religionsfreiheit von Neuem zu unterdrücken trachten, da abermals unerhörte Greuel allenthalben verübt werden, hält es auch Montauban nicht länger. Sein eigener Schwiegervater, der sich mit dem Condé vereinigt hat, ruft ihn zu den Waffen. Wie ist doch der Abschied so schwer! — Auf der Garten-Terrasse von Schloß Montauban reicht René der geliebten Gefährtin zum letzten Male die Hand, und in überwältigendem, thränenlosen Schmerz neigt Valérie den braunlockigen Kopf über seine Rechte. Gott möge diese Rechte segnen, wenn sie zum Schwerte greift! — Horch, — drunten im Parke wiehert selbenthig das Roß René's. Noch ein inniger Kuß und René reißt sich los, — zum Kampfe um seinen Glauben. Behüt' dich der Himmel, Graf Montauban! —

Fischerdori am Zunder-See. Von Hans Herrmann. Siehe die Abbildung, Seite 149. — Das düstige frische Gemälde des unsrerer Feiertage längst vorthelhaft bekannten Malers Herrmann fügt seiner Bilderreihe aus dem holländischen Leben ein neues prächtiges Blatt ein.



Rahdruck verboten.

Kleine Rathschläge. — Glacirte Maronen. Gleichmäßig große Kastanien werden so lange in Wasser gekocht, bis sie sich weich anföhlen und zum Essen gut sind. Dann schält man sie vorsichtig, um ein Zerfallen zu vermeiden, und wirft eine jede sofort in kaltes Wasser, damit sie wieder ein wenig fest werde. Inzwischen kocht man Zucker zum ersten Grad, — breit vom Löffel fallend, — läßt die Maronen abtropfen und übergießt sie mit dem Zucker, in dem sie bis zum nächsten Tage stehen bleiben. Abgegossen, wird der Zucker aufgelocht und auf's Neue über die Kastanien gefüllt, ein Verfahren, das im Ganzen, je nach 24 Stunden, vier Mal wiederholt werden muß. Das letzte Mal indessen kocht man den Zucker zum sechsten Grade ein, und nun sind die Maronen fertig eingemacht und können zu beliebiger Verwendung

aufbewahrt werden. Das Glaciren geschieht, nachdem sie ordentlich abgetropft sind, in der gleichen angegebenen Weise.

Farcirte Maronen. Hierfür werden 1 1/2 Kilo, eingekirbt, in Wasser weich gekocht, geschält und durch ein Sieb gestrichen. Weiter verrührt man 140 Gr. Butter mit eben so viel Zucker in einem Napf und fügt die gleiche Menge abgehüteter, fein geriebener Mandeln hinzu, zuletzt das Kasanien-Purée. Gut verrührt, formt man von der noch warmen Masse kleine Häufchen, denen man die Gestalt einer Kastanie zu geben sucht, läßt sie erkalten und seht werden und glacirt sie dann wie die vorhergehenden Confitüren.

Ein gutes Sandtorten-Rezept. Dazu gehören: 1/2 Kilo Butter, 1/2 Kilo Zucker, 375 Gr. Kraftmehl, 125 Gr. bestes Weizenmehl, beides gemischt, 12 Eier, die fein abgeriebene Schale einer Citrone, 1/2 Stange mit Zucker gestöhene, durchgeschiebte Vanille, ein kleines Spitzglas Rum oder guten Sprit. Die Butter wird zu Sahne gerührt, abwechselnd mit dem Zucker und den Eigelben verbunden, dann giebt man das Mehl löffelweise zu, zuletzt das zu Schnee geschlagene Eiweiß, Vanille und Rum; zu dem Röhren des Teiges ist eine Stunde erforderlich. In eine gut mit Butter ausgestrichene, mit geriebenem Zwieback oder Weißbrod ausgestreute Form gefüllt, muß diese sofort in den Ofen kommen, welcher den richtigen Hitze-grad erlangt hat, sobald ein hineingelegtes Blatt Papier sich gelblich färbt. Auf das Baden rechnet man 1 1/2 Stunden und durch Hineinstecken mit einem feinen Holzspeichen überzeugt man sich, ob der Teig vollkommen gar ist, in welchem Falle nichts von der Masse anhaften darf. Diese Torten hält sich lange und schmeckt nach Wochen eigentlich am besten.



Rahdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Junge Hühner. — Durch welches Futter kann man die Hühner zu fleißigen Eierlegern, namentlich auch im Winter, veranlassen?

Delgemälde. — Wie lassen sich verstaubte Delgemälde am besten reinigen? *Sophie A., Krefeld.*

Flecke in gemaltem Porzellan. — Ich habe einige Male die unangenehme Erfahrung gemacht, daß ich, in Folge unvorsichtiger Behandlung, gemaltes Porzellan nach dem Brennen sehr verwischt oder mit eingebrannten Flecken erhalten habe. Es soll ein Mittel geben, auch die eingebrannte Farbe zu entfernen. Ich wäre sehr dankbar für gütige Mittheilung desselben. *Minna v. G. in Reval.*

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Kautschuk-Mantel (80). — Gestatten Sie einer Leidensgefährtin, Ihre Frage zu beantworten, wenn sie Ihnen auch nicht viel Tröstliches sagen kann. Mir ist es gerade wie Ihnen ergangen; mein Regenmantel wurde nach nicht allzu langer Zeit flebrig. Als sparsame Hausfrau aber hatte ich natürlich gleich Ihnen den Wunsch, ihn noch länger tragen zu können. Ich wandte mich deshalb an verschiedene große Berliner Firmen mit der Frage, ob Abhilfe möglich sei; überall wurde mir aber die Antwort zu Theil, daß der Schaden nicht zu heilen wäre. Der Geschäftsinhaber, von dem ich den Regenmantel bezogen, meinte, das Klebrigwerden sei meist eine Folge zu großer Erwärmung und fragte mich, ob ich nicht etwa den Umhang, um ihn schnell zu trocknen, der Ofenwärme oder dem Sonnenschein ausgesetzt habe. Wirklich konnte ich mich hierin nicht ganz frei von Schuld sprechen. Ich besetzte nun kurz entschlossen den unbrauchbar gewordenen Mantel, damit er nicht im Schrank oder gar beim Tragen häßliche Flecke an anderen Kleidungsstücken verursachte. Bei einem zweiten Gummi-Mantel, den ich vorsichtiger behandle, hat sich bis jetzt die läßliche Erfahrung nicht wiederholt. *Betty G., Charlottenburg.*

Bastseide (96). — Gewebte Stoffe lassen sich auf verschiedene Weise wasserdicht herstellen. Das bekannteste Mittel, das auch die Jäger der Hudsonbay-Compagnie anwenden sollen, ist das folgende: 1/2 Kilo Bleizucker wird in heißem Wasser aufgelöst, ebenso 1/2 Kilo Alaun. Nachdem beide Lösungen zusammengeworfen und gut gemischt sind, bildet sich eine milchige Flüssigkeit, die sich aber bald klärt, indem sich ein weißer Niederschlag von schwefelsaurem Bleioxyd zu Boden senkt. Nun erst gießt man die klare Flüssigkeit, die aus essigsaurer Thonerde besteht, in einen Eimer lauwarmen Wasser und rührt tüchtig um. Der betreffende Stoff muß 24 Stunden in dieser Lösung liegen und wird dann, ohne Ausgerungen zu werden, zum Trocknen aufgehängt. Nach dieser Behandlung kann das Wasser nicht eindringen, während die Luftcirculation nicht gehemmt wird. Versäumen Sie aber ja nicht, die Mischung sich klar absetzen zu lassen, sonst würde durch das schwefelsaure Bleioxyd das Gewebe verdorben; auch möchte ich Ihnen rathen, bevor Sie die ganze Bastseide tränken, an einem kleinen Stücke einen Versuch zu machen. *Friedrich A., Greifswald.*

Soda (96). — Ihre Frage, ob Soda der Wäsche schädlich sei, läßt sich sowohl mit Ja wie mit Nein beantworten. Es kommt eben darauf an, wie und in welcher Menge Soda angewendet wird. Bei übermäßigem und unvorsichtigem Gebrauche leidet die Zeug-faser sicherlich. Verständig und sparsam benützt, ist Soda aber ein ungefährliches Waschmittel, das namentlich bei hartem Wasser vorzügliche Dienste leistet und Ersparniß an Seife veranlaßt. Nur darf die Soda, wie es mitunter aus Bequemlichkeit oder Unkenntniß geschieht, nicht unangeföhnt ins Waschwasser oder gar auf die Wäsche geschüttet werden, — sonst entstehen nach kurzer Zeit kleine Löcher, — vielmehr muß sie vorher in heißem Wasser vollständig aufgelöhnt, und durch ein Tuch gegossen werden. Ich kaufe nur gute Soda aus zuverlässigen Geschäften, überwache ihre Anwendung und rechne auf die meiste Leinwand und baumwollene Wäsche, etwa auf 200 Stücke, höchstens 1/2 Kilogramm Soda. Bei diesem Gebrauche habe ich noch keine nachtheilige Wirkung verspürt. *Julie M., Bingen.*

Ritt für ein Aquarium (96). — Ein ganz vorzüglicher Ritt, der sich sowohl für Süß- wie für Salzwasser-Behälter bewährt, wird folgendermaßen hergestellt: Man mischt auf einen Theil fein gepulvertes Harz je drei Gewichtstheile Weiglätte, feinen weissen Sand und Gyps und rührt diese Bestandtheile mit gekochtem Weindl und etwas Siccatif (etwa 1/3 des Del's) zu einem Teige, der jedoch erst nach einigen Stunden zu benutzen ist, dann aber große Festigkeit besitzt und sehr lange hält. Selbstverständlich müssen die Glasteile vor Anwendung des Rittes vollständig trocken sein. *Bruno A., Wien.*

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten.

Bronzierte Siegellack-Malerei, als Imitation japanischer Metall-Auslagen. — Als Imitation der Email-Malerei auf Glas haben wir die Siegellack-Malerei bereits in der Nr. vom 17. August 1890 eingeführt und bei dem Anlang, welchen diese amüsante Arbeit gefunden hat, dürfen wir voraussetzen, daß auch die heute gebotene Technik sich rasch Freunde erwerben wird. Wie der Name andeutet, handelt es sich bei der originellen Arbeit, welche flotte



Ausführung verlangt und geschicktes Zeichnen voraussetzt, um eine Nachahmung von Metall-Verzierungen im japanischen Geschmack. Alle jene phantastischen Blumen, jene seltsamen Vögel und Insekten, die wir auf japanischen Schränkchen, Dosen, Kästen oder Platten bewundern, und deren eigenartiger Reiz durch anscheinend mühelose Ausführung erhöht wird, alle diese Vorlagen, ganz besonders die in Metall getriebenen Auslagen sind es, welche die bronzierte Siegellack-Malerei wiedergeben will.

Dunkelbraun gebeizte Holzplatten von beliebiger Form und Größe, die man vor oder nach vollendeter Arbeit waschen und bohnen kann, ergeben die geeignetste Grundfläche, auf welche man in leichten Umrissen die betreffenden Muster überträgt. Es empfiehlt sich, hierbei nur die Hauptlinien anzudeuten, feine Einzelheiten aber, wie

zierliche Ranken, kleine Ausläufer und dergleichen aus freier Hand, ohne Vorzeichnung hinzuzufügen, da der flüssige Lack, selbst bei der geschicktesten Handhabung, leicht die angegebenen Contouren überschreitet.

Man arbeitet, — besonders beim Probieren, — mit gewöhnlichem braunen Bad-Siegellack, der freilich rascher schmilzt als der feinere rothe, sich aber bei einiger Uebung ebenso gut handhaben läßt und ein ganz bedeutend billigeres Material liefert. Die gleichzeitige Anwendung der beiden Lackarten ist außerdem nicht ausgeschlossen, im Gegentheil anzurathen, da der braune bei größeren Flächen, der rothe bei zierlichen Musterfiguren geeigneter ist; die Verschiedenheit der Farben hat keinen Einfluß, da diese bei dem späteren Bronzieren verschwinden.

Der Siegellack wird nicht, wie bei der Email-Imitation, in Spiritus aufgelöst, sondern an einer Spiritusflamme oder einem brennenden Lichte erhitzt. Mit dieser geschmeidigen, flüssigen Masse, welche man, wie beim Siegeln eines Briefes, sehr rasch auf die Fläche tropfen läßt, formt man die vorgeschriebenen Figuren. Der Lack muß noch brennend heruntertropfen und sich hierdurch unauslöschlich mit der Holzfläche verbinden; bei größeren Flächen, welche sich in starkem Relief von dem Grunde abheben, läßt man den Lack — ohne Flamme — noch etwas tropfen, ehe man die Stange rasch aufwärts kehrt und beginnt dann zu modelliren. Hin und wieder muß man den Lack ganz kalt werden lassen, ihn auch manchmal zuspitzen oder breit drücken, je nach Bedarf, wie es am besten die Uebung lehrt.

Beim Modelliren kann man, wie bei der Gummituet-Arbeit, kleinere Stäbchen aus Metall, einen Griffel, eine Stricknadel, ja selbst eine Gabel oder die angefeuchteten Finger zu Hilfe nehmen. Um stellenweise einen recht weichen Uebergang zu erzielen, bedient man sich eines brennenden Bündelholzes, womit man die betreffende Fläche leicht zum Schmelzen bringt. Auch Ader lassen sich in flache Blätter auf diese Weise besser einbrennen als eindrücken; bei hochaufliegenden Blättern ist dagegen das Einpressen vorzuziehen.

Großen Flächen, einem umfangreichen Blatte z. B., muß man natürlich mehrmals mit dem Siegellack nachhelfen, ehe sie die gewünschte Form erhalten. Unebenheiten hat man auszufüllen, aber darauf zu achten, daß die Formen nicht zu gleichmäßig, vor allem nicht geleckt erscheinen, da eine gewisse Unregelmäßigkeit gerade den Reiz bildet. Dicke Zweige lassen sich sehr leicht gestalten, dagegen ist die Herstellung der dünnen Stiele schwieriger; hierzu läßt man den Siegellack „Haden ziehen“, d. h. man hält den erwärmten, zugespitzten Lack in die Flamme, berührt mit der Spitze desselben die Holzfläche und zieht die Lackstange zu sich heran, wodurch sich der Lack schnurartig ausdehnt. Diese „Schnur“ muß sich an die betreffende Stelle legen, ehe der Lack erkaltet, da er sonst nicht an dem Holze haftet und leicht abspringt. Ein brennendes Bündelholz kann hier gute Dienste leisten, indem es die eine oder andere Seite der Lackstange zum Schmelzen bringt.

Ueberhaupt muß man der Eigenart des Lackes Rechnung tragen und, je nachdem derselbe im betreffenden Augenblick zäher oder flüssiger ist, größere oder kleinere Flächen des Musters daraus formen. Auf das schnellere oder langsamere Erkalten der Masse hat man gleichfalls Rücksicht zu nehmen, da sich dieselbe nur so lange sie heiß ist modelliren läßt. Bei Blumen wähle man möglichst solche, deren Blätter einzeln stehen (Sternblumen, Chrysanthemum) und fülle den leeren Raum, welcher den Reiz vertritt, durch einzelne Siegellacktropfen. Blumen mit über einander liegenden Blättern beginnt man natürlich mit dem unten liegenden Blatt, ob vom



Außenrande oder vom Reiche beginnend, wird durch die Form bedingt. Jedenfalls ist anzurathen, ein derartiges Blatt nicht nur so weit zu bilden, als es wirklich sichtbar bleibt, sondern auch den Theil, welcher unter dem darüber liegenden sich befindet. Nachdem der sichtbare Theil modellirt worden, legt man mit der zweiten Lackstange gleich die Form des oberen Blattes und so fort, bis die Blume vollendet ist. Dies Alles muß sehr stilk geüben, damit die Ader und Staubfäden sich in die noch weiche Masse eindrücken lassen und kleine, nicht zu vermeidende Unregelmäßigkeiten entfernt werden können. Besonders bei Vögeln hat man hierauf zu achten, damit sie nicht unformlich werden; andererseits darf man nicht zu sehr detailliren wollen, da sonst das Gefieder nicht leicht, sondern zerzaust und struppig wirkt. Je flacher die Siegellacklage ist, desto rascher erkaltet sie, deshalb sind die Zackenränder an Flügeln, wie an Blättern so schnell als thunlich einzufrieren.

Nach Fertigstellung der Siegellack-Malerei bietet dieselbe keinen verlockenden Anblick, denn vollendet ist sie erst nachdem ihr die schimmernden Bronzefarben Ausdruck verliehen haben. Hierzu bestreicht man zunächst alle Musterfiguren mit Siccatis und nachdem dies fast getrocknet — bei einer Verlebung mit dem Finger muß das Siccatis noch kleben, — trägt man die trockenen Bronzen mit trockenem Pinsel auf. Zudem man sie auf den Figuren verreibt, erhalten diese den Glanz. Ueberflüssige Bronze entfernt man zuletzt mit einer kleinen weichen Bürste oder einem sauberen Pinsel, wobei zu beachten ist, daß möglichst wenig auf die gewachsene Grundfläche kommt, auf der die Bronze leicht haftet. Feine Stiele, die keine Unterlage aus Siegellack erhalten konnten, malt man mit flüssiger Bronze nach, ebenso kann man Schatten mit schwarzer Oelfarbe markiren und hierdurch dem Ganzen mehr Relief verleihen. Auch an den Blättern und Blumen, von denen man diese in Roth mit Silber, jene halb grün, halb goldig, die Vögel bläulich schimmernd bronziert, hilft man mit flüssiger Bronze, wenn erforderlich, hin und wieder nach.

Sehr gut läßt sich diese Technik, deren Wirkung mit in den Farben beruht, mit Kerbschnitt und Holzbrand vereinigen, wofür der dargestellte Schrank einen treffenden Beweis liefert. Die Form desselben lehnt sich den japanischen Etageren an, ebenso wie die dunkle Beizung des Holzes eine Imitation des black-wood mit vielem Geschick hervorbringt. Die beigegebene Platte ist zum dritten Theil verkleinert; die einzelne Blüthe, naturgroß dargestellt, kann wohl die Wirkung der Technik, leider aber nicht die der dazu gehörenden Farben wiedergeben.

Bemerkt sei noch, daß sich die Imitation des Metalles nicht allein auf die Auslagen, sondern auch auf die Platten erstrecken kann, d. h. an Stelle von braun gebeiztem Holzgrund kann eine mit Bronzefarbe bemalte Holzfläche treten. G. F.

